

Alltag im Rheinland / 2017



ALLTAG IM RHEINLAND

Mitteilungen der Abteilungen Sprache und Volkskunde des
LVR-Instituts für Landeskunde und Regionalgeschichte (ILR)

Eine Jahresgabe für ehrenamtliche Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter

2017

Redaktion:

Katrin Bauer, Georg Cornelissen, Gabriele Dafft, Dagmar Hänel, Peter Honnen



Seite 10

BESONDERE BAUTEN

Die „Wahrheit“ über Schmitz Backes 5
von Peter Honnen

**„Und zu sehen, von welcher Seite
aus man Geschichte betrachten
kann ...“** 10

Die Dokumentationsstätte
Regierungsbunker im Ahrtal
von Corinna Schirmer

DORF

**Mit dem Bürgerbus
zum Landfrauencafé** 18

Eine volkskundliche Dorfstudie
von Dagmar Hänel

**Im Tagebauloch verschwundene
Heimat** 37

Utzerother Platt – Otzenrather Wörter-
buch mit Redewendungen
und Spitznamen
von Eva Schmitt-Roth



Seite 58

HINTERM HORIZONT

Daor häff'e 'n grauten Satz maakt! 45

Grammatische Merkmale des
münsterländischen Platt
von Markus Denkler

**2016: Das Jahr der limburgischen
Dialekte** 52

von Ton van de Wijngaard

HEIMAT

**Sounds of Heimat –
Zuhause geht ins Ohr** 58

von Gabriele Dafft

ATLANTEN UND WÖRTERBÜCHER

Dialekt und Regiolekt im Kartenbild 63

Raumstrukturen in der Regionalsprache
des Rheinlands
von Georg Cornelissen

**Josef Müller und das Rheinische
Wörterbuch** 89

von Peter Honnen



Seite 99

TIPPS UND TERMINE

LESEN

**Kulturlandschaft und Immaterielles
Kulturerbe** 98

Das Münsterland und sein Dialekt 98

**Von Wundern, Pilgern, Lustbarkeiten
und Fahrenden** 99

Aktuelles Buch über 650 Jahre
Pützchens Mark

KUCKEN

Auszeit in Pützchen 101

Der Jahrmarkt vor der Haustür

**Filmschätzchen: Von Adelheid bis
Zuckerwatte** 102

**Von Blasorchester, Bürgerbus
und Bauernhof.
Innensichten eines Dorfes** 103



Seite 107

MITMACHEN

Wie klingt Heimat? 104

GETAGT

**Unbekanntes lebendiges
Kulturerbe** 105

Informationsveranstaltung des
Landesheimatbundes Sachsen-Anhalt
im Nietzsche-Dokumentationszentrum
Naumburg/Saale am 24.6.2017

NACHGETRAGEN

Dialekt im Bild 107

Neue Literatur 109

Bildnachweis 113

Impressum 114



Die Bäckerei Brochmann in der Severinstraße

Die „Wahrheit“ über Schmitz Backes

von Peter Honnen

An *Schmitz Backes* kommt man im Rheinland im wahrsten Sinn des Wortes einfach nicht vorbei. Nicht nur bei Mundartsprechern, selbst in der hiesigen Presse kann man Sätze finden wie „Der 1. FC Köln ist noch längst nicht an Schmitz Backes vorbei“ oder „Griechenland ist noch nicht an Schmitz Backes vorbei“. *Noch nicht lans Schmitz Backes sein* bedeutet im Rheinischen „noch nicht über den Berg sein, das Schlimmste noch vor sich haben“.

Ein *Backes* ist im Rheinland entweder ein Backhaus, wie es früher in vielen Dörfern als Gemeinschaftsbackhaus üblich war, oder der Backofen einer Bäckerei; *Schmitz Backes* ist also der Backofen eines gewissen Schmitz. So weit, so klar. Was hat es aber mit diesem Unheil drohenden Backofen auf sich? Wo stand dieser ominöse Backofen? Wer war dieser Schmitz?

Wie so oft reklamieren die Kölner die Urheberschaft für sich. Eine häufig kolportierte, variantenreiche Geschichte, die wohl erstmals 1834 in der von dem bekannten Mineralogen Jacob Nöggerath herausgegebene Zeitschrift „Rheinische Provinzialblätter“ erzählt wurde¹, geht un-

gefähr so: „Im Mittelalter lag gleich neben der Severinstorburg in Köln die Backstube der Familie Schmitz. ‚Schmitz Backes‘ spielte nach der historischen Überlieferung im Kölner Strafvollzug eine wichtige Rolle: Die Gefangenen wurden aus dem Gefängnis, das mitten in Köln lag, entlassen und mussten über die Severinstraße zum Stadttor. Alle Kölner, die mit den Gefangenen noch ein Hühnchen zu rupfen hatten, schlugen auf die Gefangenen ein bis diese das Severinstor erreichten und dort endgültig ihre Freiheit erlangten. Man erzählt sich, dass einige das Severinstor nicht erreichten, also ‚Nit längs Schmitz Backes jekumme sind‘.“²

Dieser Erzählung liegt jedoch eine etwas naive Vorstellung einer mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Körperstrafe zugrunde, die das bekannte Stäupen mit dem Spießrutenlaufen vermennt. Letzteres war eine rein militärische Strafe, die in der zivilen Strafjustiz völlig unbekannt ist. Das Stäupen, oder der Staupenschlag, war dagegen eine Körperstrafe, die in Köln seit dem 16. Jahrhundert praktiziert wurde. Sie kam allerdings eher selten zur Anwendung und war eine Prügelstrafe, die einem

am Pranger angebundenen Delinquenten verabreicht wurde; nur in einzelnen Fällen wurde er „regelrecht ‚aus der Stadt geprügelt‘.“³ Der Staupenschlag ist also keine „mittelalterliche Strafe“ und kann auch nicht mit dem Severinstor in Verbindung gebracht werden. Allenfalls die Ehrenstrafe des „Schandmalstragen“ in Form einer hölzernen *Heucke* (oder *Huik/Hacht*) hatte einen Bezug zum südlichen Stadttor, wie der folgende Fall zeigt: „Der Posentmacher Hans Cuerdt, der 1581 in St. Johann Baptist ein Kreuz von der Wand genommen hatte, wurde in der hölzernen Heucke vom Turm durch den Dom zum Altermarkt und weiter zum Orte seines Frevels geführt, wonach er durch die Severinspforte zur Stadt hinaus gejagt wurde.“⁴

Die Staupenschlagtheorie steht also auf äußerst schwachen Füßen, weshalb schon Adam Wrede von einer „für das reichsstädtische Köln literarisch nicht nachweisbaren Überlieferung“ gesprochen hat.⁵ Das gilt erst recht im Zusammenhang mit der Bäckerei Schmitz, die es wohl tatsächlich in der Severinstraße Nummer 5 gleich hinter der Torburg (siehe Foto S. 4) einmal gegeben hat (heutige Bäckerei Brochmann), die aber – bei sehr unsicherer Quellenlage – nicht vor 1797 nachgewiesen werden kann. Die bedauerndswerten, zum Stäupen verurteilten Delinquenten können also unmöglich an der besagten Bäckerei vorbeigekommen sein, zumal die Namensform „Schmitz“ frühestens im 16. Jahrhundert erscheint. Einen mittelalterlichen *Schmitz Backes* hat es also nicht gegeben.

So bleibt eigentlich nur zu konstatieren, dass die Kölner Entstehungslegende lediglich eine mögliche Variante von vielen ist. Denn im Rheinland werden gleich eine ganze Reihe von weiteren Herkunftsgeschichten erzählt, die nicht weniger wahrscheinlich sind. Schon das Rheinische Wörterbuch nennt die Orte Elberfeld (das Backhaus Schmitz am Beginn einer schlechten Wegstrecke), Dülken (der dortige *Schmitz Backes* lag auf halber Strecke zum Nachbarort Boisheim, im 16. Jahrhundert kurzzeitig die Grenze zur spanischen Besatzungszone) und Rheydt (mit einem *Schmitz Backes* in der Nähe eines Galgens).⁶

Interessanterweise kennt das Rheinische Wörterbuch daneben auch weitere Bedeutungsvarianten der Wendung, die auf unterschiedliche Entstehungsmotive schließen lassen. So sagt man in Mayen *De es langs Schmitz Backes de Bach erunner*, wenn jemand bankrott ist, in Aachen ist man dagegen alt, wenn man an *Schmitz Backes* angekommen ist, und in Geldern ist man *neven Schmitz Backes*, wenn man über fünfzig Jahre alt ist. In Erkelenz gibt man mit den Worten *Ich le (leite) dich ens langs Schmitz Backes* einem Bittsteller eine abschlägige Antwort.⁷

Kölnische Lokalpatrioten dürfte besonders erzürnen, dass ausgerechnet auch die Düsseldorfer für sich reklamieren, Ursprungsort der Redewendung zu sein: Demnach hat „sich in Höhe einer Bäckerei Schmitz, die sich in Kaiserswerth in Rheinnähe befand, im Rhein ein nicht ge-

rade ungefährlicher Strudel befunden. Die geglückte Passage dieses Strudels wurde von den Bootsführern dann mit den Worten *gut an Schmitz Backes vorbeigekommen bedacht*.“⁸ Damit nicht genug. Ein neuerer Eintrag im Rheinischen Mitmachwörterbuch weist eindringlich darauf hin, dass es „Fakt ist, dass an der heutigen Kreuzung Ronsdorfer Straße/Höherweg (Automeile in Düsseldorf) ein altes schmiedeeisernes Schild mit der Inschrift *Schmitze Backes* gestanden“ habe. Und ein „gebürtiger Düsseldorfer weiß, dass es bis vor einigen Jahren auf der Arnheimer Straße in Düsseldorf ein Bäckerei gab, die auf ihrer weißen Giebelwand ‚Schmitz Backes‘ stehen hatte. Auch für meinen Bruder und mich galt: ‚Na warte, noch bist Du nicht an Schmitz Backes vorbei.‘ Bei der Entstehung der Redensart verlief wohl dort die Stadtgrenze zu Wittlauer, heute auch ein Stadtteil Düsseldorfs.“⁹ Mit drei Herkunftsgeschichten läuft die Landeshauptstadt ihrer Rivalin Köln locker den Rang ab.

Und auch in Mettmann, also fast in Düsseldorf, glaubt man, die Redewendung sei eine dortige Spezialität, die außerhalb der Stadtgrenzen nahezu unbekannt sei. Hier geht die durchaus selbstironische Erklärung so: Die Bäckerei Schmitz liegt mitten in der Stadt. Wenn man an ihr vorbei kommt, liegt das schlimmste noch vor einem, nämlich der architektonisch sehr umstrittene „Blottschenbrunnen“. Auf der anderen Rheinseite in Neuss war es wiederum eine Gaststätte mit dem Namen *Schmitz Backes*. Dort musste der Leichenzug auf dem Weg zum Friedhof unweiger-

lich vorbei, nach der Beerdigung fand dort der Leichenschmaus statt. Deshalb heißt es dort leicht abgewandelt: *Keiner kommt an Schmitz Backes vorbei*.

Eine etwas anders gelagerte Herleitung erzählt man sich in Edelrath bei Leverkusen und in Oderdollendorf südlich von Bonn: In Edelrath schliefen früher die Knechte des Bauern Schmitz in seinem Backhaus. Die waren als besonders gewalttätig verschrien, so dass man erst aufatmen konnte, wenn man wohlbehalten daran vorbeigekommen war. In Oderdollendorf glaubt man dagegen nicht an ein bestimmtes Backhaus. Das *Schmitz Backes* steht für alle Backstuben, in denen sich früher die Dorfburschen nach getaner Arbeit versammelten und mit Spielen die Zeit vertrieben. Dabei achteten sie aber sorgfältig darauf, dass sich keine auswärtigen Freier in das Dorf schlichen, um ihnen die potentiellen Bräute wegzuschnappen. Dann hieß es: *Loss dä komme, dä es noch net am Schmetz Backes vorbei!* In der Stadt Bonn war der Backes dagegen gar kein Backhaus, sondern die Brotfabrik Schmitz. Deren Firmengelände hatte rundherum eine lange Mauer, und es dauerte eine ganze Weile, um an der *langs* zu gehen.¹⁰

Eine ganz andere Bedeutung schließlich hat das *Schmetz Backes* übrigens im südlichen Rheinland. In Kaisersesch ist es ein Synonym für die berühmt berüchtigte Familie Hempel, unter deren Sofa es nicht sehr anheimelnd aussieht. Hier sagt man *Hej jaat ett zo, be änn Schmitz-Backes* und

vermutet deshalb, dass es in der Backstube des Bäckers Schmitz hoch her gegangen sein muss.

Eine salomonische Lösung frei von jeder lokalpatriotischen Parteiname schlägt abschließend die bekannte Fernsehmoderatorin Anne Will vor. Sie glaubt, dass die Backhäuser wegen der Brandgefahr früher immer am Dorfrand gelegen haben und es deshalb hieß: *Du hast es noch nicht ganz geschafft, du bist noch nicht aus dem Dorfraus.*¹¹

Dennoch scheint Köln, trotz der harten Düsseldorfer Konkurrenz, im Rennen der Herkunftslegenden immer noch die Nase vorn zu haben. Dies liegt zum einen an der

Literatur

Peter Honnen: Alles Kokoloeres. Wörter und Wortgeschichten aus dem Rheinland, Köln 2008.

Jacob Nöggerath: Gemeinnützige und unterhaltende Rheinische Provinzialblätter, 4. Bd. Köln 1834.

Rheinisches Wörterbuch: Im Auftrag der Preussischen Akademie der Wissenschaften [...] hrsg. und bearbeitet von Josef Müller u.a. Bonn/Berlin 1928-1971.

Gerd Schwerhoff: Köln im Kreuzverhör. Kriminalität, Herrschaft und Gesellschaft in einer frühneuzeitlichen Stadt. Bonn/Berlin 1992.

Bedeutung der Stadt, die immer schon eine kulturelle und auch sprachliche Metropole gewesen ist, zum anderen an der genauen Adresse der Bäckerei Schmitz in der Severinstrasse. Gegen eine so punktgenaue Verortung haben andere Orte mit ihren Geschichten kaum eine Chance, obwohl genau dies auch der Knackpunkt der Kölner Legende ist.

Die Wahrheit liegt hier also ganz im Auge des lokalpatriotischen Betrachters – oder rheinisch: *Die Wobhrheit, die jibbet nich!* Außerdem: Es gibt noch eine weitere rheinische Wendung mit dieser Bedeutung: *Noch nicht am krusen Bäumchen vorbei sein*; auch hier streiten sich viele Orte um die Ursprungslegende.

Gerd Schwerhoff: Zwei Verhöre im Spiegel der Turmbücher, 1569 und 1571. In: Joachim Deeters/Johannes Helmuth: Quellen zur Geschichte der Stadt Köln, Bd II: Spätes Mittelalter und Frühe Neuzeit (1396-1794) Köln 1996 S. 190

Adam Wrede: Neuer Kölnischer Wortschatz. Mit einer Einführung von Peter Honnen, 13. Aufl. und Sonderausgabe in einem Band, Köln 2010.

Anmerkungen

- 1 Nöggerath 278
- 2 http://www.schmitz-backes.eu/Schmitz_Backes/Willkommen.html
- 3 Schwerhoff 1991 146; Schwerhoff 1996 190
- 4 Schwerhoff 1991 140; Nöggerath 279
- 5 Wrede 71
- 6 Rheinisches Wörterbuch 1/173
- 7 ebenda
- 8 alle Zitate siehe Kommentare zum Wortartikel „Schmitz Backes“ im Rheinischen Mitmachwörterbuch
- 9 Honnen 2008 10f
- 10 <http://www.mundart-duesseldorf.de/mundart/verzaell-SchmitzBackes.htm>
- 11 <http://www.emma.de/artikel/interview-mit-anne-will-do-bes-alt-lang-lans-schmitz-backes-263526>

„Und zu sehen, von welcher Seite aus man Geschichte betrachten kann ...“¹

Die Dokumentationsstätte Regierungsbunker im Ahrtal

von Corinna Schirmer

Bereist man das Ahrtal und informiert sich vorab im Internet über mögliche Sehenswürdigkeiten vor Ort, fällt auf, dass Natur, Menschen und der Wein dieser Region im Vordergrund der regionalen Werbung stehen. So wirbt beispielsweise der Verein Ahrtal Tourismus Bad Neuenahr-Ahrweiler mit „der wunderschönen und einmaligen Landschaft des Ahrtals vor den Toren Bonns“². Das kann verwundern, denn Bonn – ehemalige Bundeshauptstadt – und das Ahrtal trennen in etwa ganze 30 km Entfernung per Luftlinie. Wieso bezieht sich die regionale Werbung also auf die Stadt Bonn?

Dies kann mehrere Gründe haben: das Ahrtal kann als Pendlerraum für die nächstgrößere Stadt, also Bonn, gesehen werden. Die Menschen wohnen im Grünen und arbeiten dort, wo es viele Arbeitsplätze gibt, in diesem Fall in Bonn. Bonn dient zudem als Einkaufsstadt und hat – nicht zuletzt – auch einen touristischen Bezug zum Ahrtal, denn wer Bonn besucht, möchte vielleicht auch in dieser nahegelegenen Weinregion einkehren. Ein weiterer interessanter, aber nicht direkt offensichtlicher Punkt unterstreicht

den Bezug zu Bonn – stellt insgeheim eine direkte Verbindung dar und wird ebenso vom Ahrtal-Tourismus beworben: Lange Zeit vor einer breiten Öffentlichkeit weitestgehend verborgen, befand und befindet sich in Teilen bis heute der sogenannte Regierungsbunker unter den Weinbergen der Region.³

AdVB

Der *Ausweichsitz der Verfassungsorgane des Bundes im Krisen- und Verteidigungsfall zur Wahrung von deren Funktionstüchtigkeit* wurde in den 1950er Jahren vom Bundesinnenministerium intendiert. Hintergrund war der Beitritt der Bundesrepublik Deutschland zur NATO.

Das Bundesinnenministerium suchte während der Planung eines solchen Baus zunächst nach einem geeigneten Ort für einen Bunkerkomplex von solchem Ausmaß, wie er nachher vorzufinden war – immerhin hätten in ihm bis zu 3000 Menschen gleichzeitig untergebracht und autark versorgt werden können. Hierfür bot sich das Ahrtal an: Zum Einen durch seine bereits beschriebene, relative Nähe zu Bonn – über die Autobahnen 565 und 61



Sonderbergtunnel Südportal im Ahrtal südlich von Dernau

wäre der Bunker aus dem Regierungsviertel in Bonn innerhalb einer halben Stunde zu erreichen gewesen. Hinzu kommt, dass ein Teil der Mittleitplanke der A61 beweglich konstruiert wurde, sodass die Autobahn auch jederzeit als Flugzeuglandeplatz dienen kann. Zum Anderen boten sich aber die vorhandenen räumlichen Gegebenheiten zwischen Bad Neuenahr-Ahrweiler und Dernau für den Bau des Bunkerkomplexes an: Unter den Weinbergen verborgen befanden sich bereits mehrere Tunnel einer unvollendeten Güterzugstrecke der Deutschen Reichsbahn,

begonnen 1913/1914, jedoch nicht vor Abschluss des Krieges fertiggestellt und somit auch nie als Güter- und Truppentransportwege an die Westfront genutzt.⁴

Diese für ihre eigentliche Bestimmung nicht genutzten Tunnel boten sich nun in den 1950er Jahren als Ausgangsbauten für eine Erweiterung zu einem Atombunker an. Doch auch zuvor waren die Tunnel bereits umgenutzt worden: 1935 wurde dort zunächst die größte Champignonzucht Deutschlands betrieben. Die klimatischen Bedingungen – kühl und feucht – boten ideale Wachstumsbedingungen für die Champignonzucht. Noch nicht einmal zehn Jahre später wurde dort, kriegsbe-

dingt, ein Außenlager des Konzentrationslagers Buchenwald eröffnet. Häftlinge mussten unter den gleichen, nun definitiv als widrig zu bezeichnenden klimatischen Bedingungen Abschussrampen für die V2-Fernlenkraketen des Konstrukteurs Werner von Braun zusammenbauen. Zudem dienten die Tunnel der Ahrweiler Bevölkerung auch als Schutzräume während der Bombardierung der Rheinlande.⁵

Nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs und nach Eintritt der Bundesrepublik Deutschland in die NATO am 09.05.1956, wurde der Bau des Bunkers nicht nur geplant – natürlich unter Decknamen –, sondern ab 1958 auch betrieben. Die Fertigstellung erfolgte 1971.

Der General-Anzeiger Bonn titelte 2013 „Das Milliarden-Bauwerk unter Ahr-Weinbergen“⁷ und übte damit nicht nur mehr oder minder subversiv Kritik an den Kosten eines solchen Komplexes. Die angesprochenen „Milliarden“ beschreiben ziemlich treffend die, selbstverständlich auch kostspieligen, Ausmaße eines solchen Projektes: Nicht nur Beton und Kabel wurden „milliardenfach“ verbaut; weitere Baumaterialien, Einrichtungsgegenstände und Vorräte wurden in mannigfacher Ausfertigung benötigt, um das Bauvorhaben nicht nur zu realisieren, sondern den Regierungsbunker auch in Betrieb zu halten, sodass er im Krisen- und Ernstfall in vollem Umfang einsatzbereit gewesen wäre. Ab dem Jahre 1972 konnte der Bunker mit



Schlafzimmereinrichtung des Bundeskanzlers. Das Schlafzimmer selbst befand sich in einem nicht mehr zugänglichen Teil des Bunkers

seinen ca. 17,3 Kilometern Tunnelsystem dann auch im Stand-by Betrieb genutzt werden. 936 Schlaf-, 897 Büroräume sowie eine Vielzahl technischer Anlagen und Infrastruktureinrichtungen mussten seitdem einer regelmäßigen Wartung unterzogen werden und bedurften permanenter Überwachung und gleichzeitiger Geheimhaltung.

Alle zwei Jahre fanden fortan Übungen statt: Mitarbeitende des Bundes rückten für ca. zwei Wochen in die Anlage ein und probten den Ernstfall. Auch nach der Beendigung des Kalten Krieges wurde die Anlage zunächst weiterbetrieben. Im Jahr 1999 erfolgte dann jedoch ihre Schließung, im Anschluss daran wurde zunächst eine Umnutzung der Räumlichkeiten anvisiert. Da jedoch aus verschiedenen Gründen keine Nachnutzung in Frage kam, begann 2001 ihr Rückbau – mit einer kurzen Unterbrechung auf Grund der Terroranschläge am 11.09.2001 in den USA; solange nicht klar war, wer die Anschläge betrieben hatte, wurde der Rückbau unterbrochen, falls eine akute Nutzung des Regierungsbunkers nun notwendig gewesen wäre. Die Entkernung der Anlage wurde danach jedoch fortgesetzt, sodass lediglich der nackte Beton des Tunnelsystems übrig blieb. Hintergrund eines völligen Rückbaus waren nicht zuletzt auch Gründe des Umweltschutzes – schließlich konnte nicht sichergestellt werden, dass die verwendeten Materialien in den Tunneln verblieben und so nicht das Erdreich kontaminierten. Beispielsweise war zu befürchten, dass bleihaltige Wandfarbe durch Wasserein-

dringungen aus dem Tunnelsystem in das umliegende Erdreich und schlussendlich in das Grundwasser gelangen konnte.

Dokumentationsstätte Regierungsbunker

Der Regierungsbunker wurde so Stück für Stück aufwendig zurückgebaut – mit Ausnahme der letzten 203 Meter Tunnelsystem, in welchen nun die Dokumentationsstätte Regierungsbunker untergebracht ist.

Die verbleibenden Räumlichkeiten wurden derart umgestaltet, dass eine Nachnutzung als Dokumentationsstätte auch unter Sicherheitsaspekten möglich und somit auch eine museale Präsentation der Räumlichkeiten und Objekte gegeben war. Die Räumlichkeiten können seit 2008 im Rahmen von Gästeführungen besucht werden.⁸

Steht dieses geschichtsträchtige Gebäude doch für Vieles, erscheint es zunächst logisch, dass ein Erhalt eben dieser Geschichte in einem Erinnerungsort und eine damit einhergehende Präsentation nicht nur des Gebäudes, des Ortes an sich, sondern auch der damit verbundenen Thematiken sinnvoll ist.

Doch reicht eine Betrachtung des Regierungsbunkers als Bauwerk an sich – eine Betrachtung des nackten Betons? Wohl eher nicht, denn das Gebäude sowie sein Interieur sind menschengemacht. Wichtiger aber noch sind die Geschichten und die Geschichte, die sich in ihm und

rund um den Regierungsbunker abspielen – seine Bedeutung ist kontextbezogen und kann nicht als alleinstehend begriffen werden: „Die Gebäude an sich in ihrer Materialität treten zurück, deren Bedeutungsdimensionen und Zuschreibungen treten in den Vordergrund.“⁹ Der große Kontext des Regierungsbunkers ist der Kalte Krieg – Kriege, ob heiß oder kalt berühren Gesellschaften, Menschen müssen mit ihnen leben und mit ihnen und ihren Auswirkungen umgehen. Die Erinnerung an diese Zeiten wiederum ist vielfältig und wird auf verschiedene Weisen geprägt. „Soziale [...] Formen von Erinnerung sind ein wichtiges Element in nationalen Erinnerungen und umgekehrt sind sie ohne Verräumlichung kaum denkbar. Räumliche und nicht-räumliche Erinnerungslandschaften sind also auf vielfältige Weise miteinander verbunden.“¹⁰ Die Dokumentationsstätte Regierungsbunker möchte über die Zeit des Kalten Krieges in Deutschland informieren, denn „Kulturerbe ist in erster Linie Wissen über dieses Erbe. Erst dieses Wissen lässt Menschen Kulturerbe, das auf einem durch Sozialisation und Enkulturation geprägten Blick basiert, erkennen, konsumieren und wertschätzen.“¹¹

Die präsentierten Räumlichkeiten sind fast ausschließlich mit originalen Objekten ausgestattet, denn „Geschichte vermittelt sich auch in Dingen – in denen, die unscheinbar selbstverständlich umgeben (in unserer täglichen Lebenswelt), und in jenen, die zum Zwecke des öffentlichen Diskurses in Ausstellungen arrangiert und präsentiert werden.“¹²

Neben den gewählten Ausstellungsplätzen für die diversen präsentierten Objekte variiert auch teilweise die Lage der dargestellten Räume innerhalb des Bunkerkomplexes zu den originalen Schauplätzen, so befand sich das Schlafzimmer des Bundeskanzlers zuvor weiter im Inneren des Bunkerkomplexes.

Bei den Gästeführungen durch die Dokumentationsstätte werden die Räumlichkeiten durch geschulte GästeführerInnen präsentiert, historischer Kontext sowie Hintergrundinformationen dürfen bei diesen Führungen nicht fehlen. In einigen Räumen befinden sich zudem Monitore, die in kurzen Sequenzen weitere Informationen zu den dargestellten Räumlichkeiten, Objekten und ihren Kontexten geben. Ergänzt werden diese Informationsmöglichkeiten durch Fotografien und Informationstafeln.

Wichtigstes Medium sind jedoch die GästeführerInnen selbst: Ihre Art und Weise der Darstellung von Geschichte und der Erinnerung an diese ist Mittelpunkt der Führungen und ergo auch der Erinnerung der Besuchenden an die geführte Tour sowie die damit gebildete Erinnerung an Geschichte. Die GästeführerInnen werden für ihre Führungen zunächst geschult, sie bilden sich aber auch im Laufe ihrer Tätigkeit weiter und nehmen neue wissenschaftliche Erkenntnisse in ihre Führungen auf.

Bei ihrer Vermittlungsarbeit versuchen die GästeführerInnen dann gezielt auf die jeweiligen Gruppen einzugehen. Dass



Kommandozentrale

dies notwendig ist, zeigt allein der Bezug, den die Menschen zur Geschichte haben, da sie sie eventuell noch oder eben nicht selbst miterlebt haben: „Bei älterem Publikum ist das kein Problem, aber wenn Sie jetzt junges Publikum haben, also wenn jetzt hier Führungen sind zum Beispiel für Schulklassen, äh, die alle dann nach '89 ja geboren sind, denen zu vermitteln, was das für eine Situation war im Kalten Krieg...“¹³ Die Gruppen müssen mitgenommen und historische Fakten müssen anschaulich präsentiert werden: „Das war natürlich auch wichtig, dass nicht nur reines Fachwissen dabei war, sondern halt auch kleine lustige Einwürfe.“¹⁴

Auch haptische Erfahrungen der geführten Personen dienen den GästeführerInnen hier als Hilfestellung zur Vermittlung der Thematik: „Aber manchmal hilft dann schon, wenn die einmal das, das Fenster... den Scheibenwischer bedienen können. Oder mal 'nen Knopf drücken.“¹⁵ Sich der Sinne der geführten Personen zu bedienen, wird zudem auch durch akustische Erfahrungsdarbietungen praktiziert: „Oder ich, ich hab' bei mir so, dass ich die Tüte knallen lasse oder so ... Das lass ich dann auch Kinder machen und so ... Also man das, oder dass sie mal rufen können. Rein, wenn sie schon vorher ganz still waren.“¹⁶ Das Knallen einer zerplatzenden

Tüte wird in einem Bereich praktiziert, in dem die Dokumentationsstätte hin zu den fast 17 km leeren Tunnelsystemen geöffnet ist – das akustische Signal zeigt an dieser Stelle die Weite der Räumlichkeit und vermittelt einen Eindruck von der Größe des Raumes, wie aber auch seines Brachlegens.

Betrachtet man die Vermittlung von Geschichte durch GästeführerInnen, muss auch ihre eigene Geschichte beachtet werden. Denn Erinnerungen an Ereignisse und Prozesse werden stetig neu geformt. Aber auch Ereignisse und Prozesse formen wiederum unsere Wahrnehmung und unsere Perspektiven – die Erinnerungen werden veränderlich: „Wir formen eine Geschichte mit einem für uns und möglichst auch für unsere soziale Umwelt akzeptablen Ende, interpretieren die Vergangenheit in den Leitlinien unseres Denkens und Redens zielgerichtet auf unsere Gegenwart hin.“¹⁷ Jede erzählte Geschichte ist somit durch den Erzählenden geprägt. Erfahrungen einzelner Menschen, der Abgleich mit ihrer Umwelt, Prägungen, Erkenntnisse und Vorstellungen beeinflussen, wenn auch oftmals unbewusst, die Erinnerungen und ihre Darstellungen: „Dabei ist die eigene Lebensgeschichte dem erinnernden und erzählenden Subjekt die größte der Reflexion zugängliche Zeitspanne.“¹⁸

„Immer wieder Neues erfahren.

Weil jeder ´s anders bringt.“¹⁹

Es lässt sich festhalten, dass die Präsentation der Ereignisse und Kontexte, welche sich in und um den Regierungsbunker ereigneten, aufgearbeitet wurden und werden sowie von den GästeführerInnen und der Dokumentationsstätte selbst möglichst objektiv vermittelt werden – die eigene Person und die mit ihr verbundene Geschichte und die wiederum damit verbundene Pointierung der jeweiligen Gästeführung lässt sich jedoch ebenso wenig vermeiden wie die Präsentation der Räumlichkeiten und Objekte menschengemacht ist. Auch „Historische Vollständigkeit ist im Museum nicht zu erreichen; eine lückenlose Belegbarkeit kann es nicht bieten“²⁰.

Der Ort „Regierungsbunker“ steht somit nicht für eine Momentaufnahme der Geschichte. Er spiegelt sowohl sein langjähriges Bestehen und die damit verbundenen zeitlichen und personellen Ebenen wie auch die Vorphase seiner Entstehung, den historischen Wandel und die produzierten Geschichts- wie Zukunftsvorstellungen. Und dies bis heute, da selbst seine Schließung und der Rückbau der Anlage die ihr immanenten zeitlichen Dimensionen und damit einhergehenden Vorstellungen von Gesellschaft und Politik widerspiegeln – ebenso wie die Präsentation seiner Geschichte in der Dokumentationsstätte Regierungsbunker.

Anmerkungen

- 1 Interview Gast 4.2.
- 2 Vgl. Ahrtal-Tourismus Bad Neuenahr-Ahrweiler e.V.: Das Ahrtal. Online unter <https://www.ahrta.de/das-ahrta/> (Stand 09.07.2017).
- 3 Vgl. Der ehemalige Regierungsbunker. Online unter: <https://www.ahrta.de/aktivitaeten/dokumentationsstaette-regierungsbunker/> (Stand: 09.07.2017).
- 4 Ausweichsitz der Verfassungsorgane der Bundesrepublik Deutschland. Historie. Online unter: <http://archiv.ausweichsitz.de/content/view/42/232/index.html> (Stand: 09.07.2017).
- 5 Vgl. Lubbe, Christoph: Bunker aus dem Kalten Krieg. Wie Westdeutschland den 3. Weltkrieg überleben wollte. Stuttgart 2013, S. 75.
- 6 Bundeszentrale für politische Bildung: 1955: Die Bundesrepublik wird NATO-Mitglied. Online unter: <https://www.bpb.de/politik/hintergrund-aktuell/206006/60-jahre-nato-mitgliedschaft> (Stand: 09.07.2017).
- 7 Schultz, Christian: Ehemaliger Regierungsbunker. Das Milliarden-Bauwerk unter Ahr-Weinbergen. Online unter: <http://www.general-anzeiger-bonn.de/region/ahr-und-rhein/bad-neuenahr-ahrweiler/Das-Milliarden-Bauwerk-unter-Ahr-Weinbergen-article1009839.html> (Stand: 09.07.2017).
- 8 Vgl. Dokumentationsstätte Regierungsbunker. Online unter: <http://www.regbu.de/> (Stand: 09.07.2017).
- 9 Tauschek, Markus: Kulturerbe. Eine Einführung. Berlin 2013, S.11.
- 10 Berger, Stefan/Seiffert, Joanna: Erinnerungsorte – ein Erfolgskonzept auf dem Prüfstand. In: Dies. (Hg.): Erinnerungsorte: Chancen, Grenzen und Perspektiven eines Erfolgskonzeptes in den Kulturwissenschaften. (Veröffentlichungen des Instituts für soziale Bewegungen, Schriftenreihe A: Darstellungen, Bd. 59) Essen 2014, S. 11-36, hier S. 17.
- 11 Tauschek, Markus: Kulturerbe. Eine Einführung. Berlin 2013, S. 14-15.
- 12 Korff, Gottfried: Objekt und Information im Widerstreit. Die neue Debatte über das Geschichtsmuseum (1984). In: Martina Eber-spächer, Gudrun Marlene König/Bernhard Tschofen: Museumsdinge deponieren – exponieren. 2. Aufl. Köln/Weimar/Wien 2007, S. 113-125, hier S. 123.
- 13 Interview GästeführerIn 4.2.
- 14 Interview Gast 3.2.
- 15 Interview GästeführerIn 4.2. Zur Erläuterung: Gemeint ist ein Scheibenwischer, der an einem Fenster befestigt ist, welches den Einblick in die Dekontaminationsduschen ermöglichte. Er diente dazu, bei vermehrtem Dampf in der Duschkabine den Einblick für die Aufsehenden in die Kabine zwecks Überwachung der Dekontaminationswaschungen weiter zu ermöglichen. Knöpfe, die von geführten Personen betätigt werden können, befinden sich beispielsweise in der Schaltzentrale der Anlage.
- 16 Interview GästeführerIn 4.2.
- 17 Lehmann, Albrecht: Bewußtseinsanalyse. In: Silke Göttsch/Albrecht Lehmann (Hg.): Methoden der Volkskunde. Positionen, Quellen, Arbeitsweisen der Europäischen Ethnologie. 2. überarb. und erw. Aufl. Berlin 2007, S. 271-288, hier S. 274.
- 18 Ebd.
- 19 Interview Gast 7.2.
- 20 Korff, Gottfried: Objekt und Information im Widerstreit. Die neue Debatte über das Geschichtsmuseum (1984). In: Martina Eber-spächer, Gudrun Marlene König/Bernhard Tschofen: Museumsdinge deponieren – exponieren. 2. Aufl. Köln/Weimar/Wien 2007, S. 113-125, hier S. 120.

Mit dem Bürgerbus zum Landfrauencafé

Eine volkskundliche Dorfstudie

von Dagmar Hänel



Das Blasorchester Loikum e.V. bei der Probe in der Bürgerhalle

Manchmal beginnt alles mit einer zufälligen Begegnung. Meine Beschäftigung mit dem Dorf Loikum, die über ein Jahr andauernde feldforschende Begleitung der Dorfbewohner*innen und die Ergebnisse dieser Studie in Texten und einem Dokumentarfilm beruhen auf so einem (glücklichen) Zufall: Im Herbst 2014

kam ich auf einer Tagung der Volkskundlichen Kommission von Westfalen-Lippe mit Dr. Hermann-Josef Stenkamp ins Gespräch. Als Absolventen des volkskundlichen Seminars der Universität Münster kennen wir uns seit vielen Jahren, für die Tagung war er als Leiter des LWL-Textilmuseums Bocholt einer der Gastgeber. „Ihr macht ja jetzt Dorfforschung bei euch im Institut für Landeskunde“ begrüßte er mich und lobte das 2013 erschienene Buch „Leben im Niederrheinischen Dorf. Das Beispiel Hünxe.“¹ Allerdings sei Hünxe mit immerhin 5000 Einwohnern doch eigentlich schon viel zu groß, um noch als Dorf zu gelten. „Wenn du nochmal ein echtes niederrheinisches Dorf kennenlernen willst, komm doch mal zu uns nach Loikum.“²

Dieser Einladung bin ich auf dem Rückweg von besagter Tagung spontan nachgekommen, schließlich lag Loikum fast direkt am Weg von Bocholt zur A3. Eine Lindenallee führt den Besucher in den Dorfkern: vorbei an Sportplatz und Kriegerdenkmal zur Kirche, schräg gegenüber liegt der Dorfplatz, rechts und links der Kirche zwei Bauernhöfe, die beide heute zugleich Gastwirtschaft sind.



Ortseingang, oder wo beginnt ein Dorf?

„Das eine ist eine Landwirtschaft mit Gastwirtschaft, der andere eine Gastwirtschaft mit Landwirtschaft“³ erläutert ein Dorfbewohner später. Die alten Häuser sind im regionaltypischen roten Backstein gemauert, dazwischen stehen Neubauten aus der Zeit nach 1945, die zeittypisch heterogener gestaltet sind. Und mit diesem kleinen ersten Eindruck war ich trotz Einhalten der durchgehenden Geschwindigkeitsbegrenzung auf 30 km/h schon wieder raus aus dem Dorf.

Einige Wochen später war ich ein zweites Mal in Loikum, diesmal für erste Gespräche. Bei Kaffee und Waffeln erzählte man mir vom Bauernmarkt und Landfrauencafé, vom Schützenfest und dem Glasfaserprojekt. Wir besuchten die Kirche, trafen auf einem Spaziergang durchs Dorf Nachbarn und Bekannte. Loikum schien

ein ideales Dorf zu sein: klein und überschaubar, viele Initiativen und Aktivitäten, die Menschen freundlich interessiert an einer Studie. Ein neues Dorf für unser Projekt war gefunden.

Das Dorfprojekt im LVR-Institut für Landeskunde und Regionalgeschichte

Seit 2011 liegt einer der Forschungsschwerpunkte der Abteilung Volkskunde im LVR-Institut für Landeskunde und Regionalgeschichte auf dem ländlichen Raum.⁴ Das gemeinsam mit den Kollegen der Abteilung Sprache begonnene Projekt „Alltagsleben und Alltagssprache im Dorf“ ist eine Langzeitstudie, die aktuelle Veränderungsprozesse in ländlichen Räumen des Rheinlandes beobachtet. Die Leitfragen sind weit gefasst: „Wie gestalten und bewältigen Menschen ihren Alltag im ländlichen Raum des Rheinlandes?“

Welche sozialen, räumlichen und zeitlichen Konfigurationen bilden Rahmungen für spezifisch „dörfliche“ Kulturen? Wie wird „Dorf“ als eine soziale Gemeinschaft in Sprache, Symbolen und Ritualen repräsentiert, wie zum „Anderen“, „dem Fremden, dem Städtischen, der Natur, dem Nachbardorf“ abgegrenzt? Welche Bilder vom dörflichen Leben werden als mentale Konzepte hergestellt, dargestellt und transformiert, welche funktionalen Bezüge haben sie? Wie werden Konzepte von Identitäten (räumliche, soziale, kollektive) hergestellt, repräsentiert und tradiert?“⁵

Nach einem gemeinsamen Pilotprojekt in Hünxe 2012/2013,⁶ wurden in den letzten Jahren in erster Linie Einzelaspekte aktueller Alltagskulturen und Alltagssprache im ländlichen Raum betrachtet. Für

die Forschungen zum Dorf Loikum sollten noch einmal umfassend Alltagsrealitäten in den Blick genommen werden und es sollte ein Dokumentarfilm entstehen.

Mit der Kamera ins Dorf

Für die Dorfstudie in Loikum haben wir uns für eine intensive und ganzheitlich orientierte Feldforschung entschieden. Eines der Vorbilder war die Alhausen-Studie am volkskundlichen Seminar der Universität Münster.⁷ In dieser Studie untersuchte eine Projektgruppe aus Studierenden den vielschichtigen Alltag in einem Dorf. Ausgewählt wurde Alhausen, heute ein Stadtteil von Bad Driburg im Kreis Höxter. Der ganzheitliche Ansatz fordert entsprechende Forschungs- und Dokumentationsmethoden: teilnehmende Beobachtung, dichte Beschreibung, narrative Interviews.⁸

Das Kamerateam beim Versuch, eine Kuh ins Bild zu locken



Während in Alhausen aber eine Gruppe von 15 Feldforschenden die einzelnen Themen und Akteure aufteilen konnten, war in Loikum die Forscherin alleine. Nicht wirklich ganz alleine, denn die Entscheidung für einen Dokumentarfilm brachte die Unterstützung von Kameramann Georg Wessel und Tonfrau Christiane Göbel.⁹ Über einen Zeitraum von 12 Monaten, also einen Jahreslauf lang, begleiteten wir das Dorf und seine Bewohner durch verschiedene Aspekte ihres Alltags im Dorf. Feste und Bräuche, Landwirtschaft, der Umgang mit fehlender Infrastruktur und Institutionen wie die Kirche, die Dorfkneipe und der Dorfplatz bildeten einzelne Themenschwerpunkte. Stets blieben wir jeweils für mehrere Tage am Ort und konnten dadurch Ereignisse wie das Schützenfest, den Martinszug und das Bauerncafé intensiv beobachten.

Gefilmt wurde mit drei unterschiedlichen Ansätzen

Erstens: Die Kamera als Beobachter. Distanziert von außen dokumentierte sie Brauch- und Arbeitsabläufe sowie Bilder vom Dorf. Zweitens nutzten wir die Kamera als Begleiter. Wir begleiteten einzelne Dorfbewohner in ihrem Alltag: Bei der Gartenarbeit, bei Vorbereitungen der Bürgerhalle für Veranstaltungen, bei wöchentlichen Chorproben und vielem mehr. Diese Begleitungen ergänzen die die Beobachtungen ebenso wie die Aufnahmen der dritten Ebene, welche die Akteur*innen intensiv einbezieht: Gefilmt wurden ausführliche narrative Interviews, in denen die Protagonist*innen von ihren

Dorf-Alltagen erzählen. Sie kommentieren damit die beobachteten Handlungen und reflektieren die Strukturen und Abläufe im Dorf. Hier werden jeweils subjektive Systeme von Bedeutungszuschreibungen und Alltagsgestaltung sowie die individuellen Netzwerke der Dorfbewohner*innen sichtbar: die Innensichten, die zum Titel des Films wurden.¹⁰

Entstanden sind fast 200 Stunden gefilmtes Material. Daraus einen 90-minütigen Film zu schneiden, ist ein intensiver Prozess der Verdichtung. Die Montage des Materials zu einer Filmerzählung impliziert die Herstellung einer neuen Geschichte, einer Filmrealität, die einerseits niemals so existiert hat, andererseits aber versucht, die vorgefundenen und dargestellten Realitäten der Protagonist*innen angemessen zu repräsentieren.¹¹

Ein charakteristisches Element des Films ist die Überlagerung der Handlungssequenzen durch kommentierende Erzählungen der Protagonist*innen als Off-Ton. Dabei sind die jeweiligen Sprecher*innen oft nicht sichtbar, es entstehen imaginäre Dialoge aus verschiedenen Stimmen zu einem Thema. Das verdichtet die jeweils individuellen Erlebnisse und Erfahrungen zu allgemeineren Perspektiven auf Strukturen des dörflichen Lebens. Diese werden durch einen gesprochenen Kommentar aus einer Außensicht eingeordnet und erläutert. Dieser Perspektivenwechsel strukturiert den gesamten Film und stellt ausgewählte Ergebnisse über „Alltag im Dorf“ thesenhaft zusammen. Zent-

rale Kategorien bilden spezifisch dörfliche Gemeinschaft(en), Infrastrukturen und Räume.

„Dorf“ erscheint als komplexe kulturelle Kategorie, die von spezifischen Gemeinschaftserfahrungen, Zeitkonzepten und Raumordnungen gekennzeichnet ist. Diese Elemente vermitteln Identitätsangebote, die von den Protagonist*innen des Films aufgegriffen und zu einem Gefühl von Zugehörigkeit und Vertrautheit emotional zusammengeführt werden. Mit dem Begriff *Heimat* stellen sie ihr Dorf als zentrales Element individueller Identitätsbildung dar: Aus Erfahrungen, gemeinsamen Handeln, Beziehungen und Erinnerung wird der Alltagsort Dorf zum emotional aufgeladenen Heimatsymbol.

Extrahiert wurden diese Ergebnisse aus den Gesprächen mit den Dorfbewohnern, der teilnehmenden Beobachtung und den durch die Kamera dokumentierten Abläufen.

Mit dem Film „Von Blasorchester, Bürgerbus und Bauernhof. Innensichten eines Dorfes“ ist ein besonderes Produkt aus einem wissenschaftlichen Forschungsprozess entstanden. Gezeigt wird ein Ausschnitt von Lebensrealitäten und Alltagsvollzügen im ländlichen Raum. Die titelgebenden Begriffe Blasorchester, Bürgerbus, Bauernhof prägen das Leben in einem Dorf nicht für alle und nicht alleine. Sie stehen als exemplarische Beispiele, aber natürlich bilden sie auch eine für einen Filmtitel schön klingende Alliteration.

Der Ansatz des Exemplarischen ist ein typisch volkskundlicher: Der genaue Blick auf einen ausgewählten sozio-kulturellen Raum, aus dem „mit aller gebotenen Vorsicht“ Schlüsse gezogen werden, die sich auf grundsätzliche Strukturen und Muster beziehen. Loikum ist ein Dorf im Rheinland, dessen Bewohner*innen auf allgemeine gesellschaftliche Herausforderungen und Veränderungsprozesse reagieren. Ihre ganz eigenen Perspektiven und Ansichten hierzu, die sich in ihrem Dorfalltag widerspiegeln, sind Grundlage und Kern dieser volkskundlichen Studie. Sie bilden die „Innensichten auf ein Dorf“, die einerseits ihr ganz individuelles und konkretes Leben in Loikum darstellen, andererseits grundsätzliche Strukturen des Alltags im ländlichen Raum reflektieren.

Blasorchester, Bürgerbus und Bauernhof stehen damit ebenfalls nicht nur als beliebige Stichworte eines Titels, sondern verweisen auf zentrale Elemente dörflichen Alltags. „Bauernhof“ verweist auf die bis heute prägende Wirtschaftsform im ländlichen Raum: Landwirtschaft prägte Landschaft, soziale Strukturen und Arbeitswelt im Dorf, wobei im 20. Jahrhunderts ein radikaler Wandel stattfindet: „die Verwandlung von Bauern (peasant) zum Landwirt (farmer), den Prozess der Industrialisierung der Landwirtschaft und mit ihm den tiefgreifenden Strukturwandel der Dörfer und die Verwandlung von Landschaft.“¹² Dieser Prozess manifestiert sich in Krisenerfahrungen von Höfesterben und Landwirtschaftsskandalen ebenso wie in einer Intensivierung und Industrialisierung

von Landwirtschaft mit der Entstehung von Monokulturen sowie der Entwicklung alternativer Konzepte wie Bio- bzw. extensiver Landwirtschaft auf der anderen Seite. Die weiteren Konsequenzen der „Entagrarisierung“¹³ betreffen soziale Strukturen, kulturelle Praktiken und die Landschaft. Auch hier stellen sich unterschiedlichste Umgangsformen mit diesen Veränderungen dar. Mit Konzepten und Modellen von regionaler Entwicklung versuchen politische Instanzen von Region bis Europa die Entwicklungen im ländlichen Raum zu steuern. Hier ist bemerkenswert, dass oftmals von einem defizitären Konzept des ländlichen Raums ausgegangen wird: Ländlicher Raum muss „entwickelt“, „aufgewertet“, „verbessert“ werden. Ove Sutter und Stefan Groth stellen am Beispiel des europäischen LEADER-Programms dar, dass „ländliche Gebiete für den translokalen bis globalen ökonomischen Wettbewerb um InvestorInnen, einkommensstarke BewohnerInnen sowie

TouristInnen konkurrenzfähig“¹⁴ gemacht werden sollen. Die Untersuchungen in Loikum zeigen an einem exemplarischen Ort, wie die Menschen dort selbst, durchaus im Austausch und in Aushandlung mit politischen Instanzen und „Regionalentwicklungsplänen“ ihr Dorf entwickeln. Der „Bürgerbus“ beispielsweise ist eine Reaktion auf den demographischen Wandel im ländlichen Raum: Strukturschwäche, Unterfinanzierung der übergeordneten Kommunen, Alterung der Gesellschaft: in diesem Konglomerat ist der Bürgerbus eine Initiative zur Sicherung von Mobilität und Teilhabe.

Das „Blasorchester“ steht exemplarisch für die zahlreichen sozialen Gruppierungen im Dorf, von Vereinen wie der Schützenbruderschaft bis zu Initiativen wie dem Strickkreis und der Theatergruppe. Sie bilden Strukturen für Gemeinschaftserfahrungen, die das Dorf als Ganzes prägen und Dorfleben gestalten.

Loikum von innen und von außen





Biogasanlagen gehören inzwischen selbstverständlich zum Dorfbild

Loikum – kurz vorgestellt

Loikum liegt am Niederrhein, im letzten nordöstlichen Zipfel des Rheinlandes. Bis zur niederländischen Grenze sind es gerade mal 20 Kilometer, kurz hinter dem Dorf beginnt Westfalen. Die flache Landschaft bietet weite Blicke über Felder und Wiesen, am Rande des Dorfes fließt die Issel, von Kopfweiden begrenzt. Oberhausen und Duisburg und damit die urbanisierte Industrieregion Ruhrgebiet sind über die A3 schnell erreichbar.

Das Dorf ist ein typisches altes Bauerndorf der Region: kleine Kirche, einige wenige alte Backsteinbauten im Ortskern, der sich an der alten Landstraße entlang zieht. Rundherum liegen die zum Dorf gehörenden Bauernhöfe. Erst in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts wächst das Dorf signifikant, von etwa 200 Einwohnern noch um 1920 auf heute etwa 800.¹⁵ Das Dorf wächst zunächst aus der eigenen Bevölkerung: Erwachsene Kinder von Loikumern ziehen vom elterlichen Bauern-

hof in den Dorfkern. Die erste, die „alte Siedlung“ entsteht in den 1960er Jahren, es folgt die „neue Siedlung“ in den 1970er Jahren mit Zuzug aus dem Ruhrgebiet.¹⁶ An der Hauptstraße, der alten Dorfchaussee, liegen die räumlichen Zentren des Ortes: Die St. Antonius-Kirche mit Kirchplatz und der Dorfplatz mit Bushaltestelle. Hier auf dem Dorfplatz findet freitags der Bauernmarkt statt, hinter dem Dorfplatz liegen die ehemalige Grundschule sowie die Bürgerhalle. In dem ehemaligen Schulgebäude befindet sich heute der Kindergarten. Rund um den Dorfkern liegen mehrere Bauernhöfe in der hier traditionellen Art der Streusiedlung.¹⁷ Gerade die alteingesessenen Familien betreiben noch Landwirtschaft: Verbreitet sind Milchwirtschaft und Hühner, auf den Feldern wird Getreide und Mais zur Silage angebaut. Fast alle Höfe betreiben inzwischen eine Biogasanlage, mit Energieproduktion lassen sich zumindest einige der finanziellen Ausfälle im Landwirtschaftssektor ausgleichen.

Es gibt zahlreiche Gruppen und Vereine in Loikum, von katholischer Landjugend und Landfrauen über Schützenverein, freiwillige Feuerwehr, den Fußballverein SC Loikum bis hin zu einer Strickgruppe. Alle Vereine sind an der Dorfgemeinschaft beteiligt, die sich für die Entwicklung des Dorfes engagiert: Pflanz- und Pflagetage, Dorfwettbewerbe und Aktionen zur Dorfentwicklung werden hier initiiert.¹⁸

Wie funktioniert ein Dorf? Kategorien des Dörflichen

Der Alltag im Dorf ist vielfältig. Einerseits lässt sich seit Mitte des 20. Jahrhunderts eine Angleichung an städtisches Leben feststellen. Andererseits existieren Elemente, die anders als im urbanen Raum funktionieren und strukturiert sind. Dazu gehören *Gemeinschaft*, *Ritualisierung im Brauch*, spezifische *Dorfräume* wie Dorfplatz und Bürgerhalle, *Institutionen* wie Kirche und Dorfgasthof, der *Umgang mit Natur* sowie Formen kollektiver wie individueller *Erinnerungskulturen*.¹⁹

Diese Elemente sind nur schwer konkret fassbar, sie sind fluide, sie bewegen und verändern sich in Raum, Zeit und sozialen Kontexten. Sie bilden Unterströmungen oder Schichtungen im komplexen System alltagskulturellen Handelns, sind zumindest teilweise unbewusste aber trotzdem wirkmächtige Einflussgrößen auf soziale Praktiken, Materialitäten und formen regionale Identität und Heimat.

Die umfangreichen Interviews mit Loikumerinnen und Loikumern in Verbindung

mit durch teilnehmende Beobachtungen festgestellte Aspekte haben diese unterschiedlichen „Kategorien des Dörflichen“ aufgeschlossen. Die Narrationen der Gesprächspartner*innen verwiesen immer wieder auf zentrale Orte wie die Bürgerhalle und die Kirche, auf besondere Gemeinschaften, auf für die jeweiligen Personen wichtige Bräuche. Erinnerungserzählungen ließen ein gemeinsames Bild von der Vergangenheit des Dorfes entstehen, von prägenden Personen wie der Lehrerin, von kollektiv geteilten Anekdoten, von der Entstehung bestimmter Institutionen. Diese aus dem Feldforschungsmaterial herausextrahierten Kategorien bilden das erzählerische Grundgerüst des Films.

Der Film beginnt mit einer Totale: Felder, weiter Himmel, Windräder. Es ist der Blick aus dem Dorf hinaus, in die umgebende Landschaft. Die Erzählerstimme aus dem Off zählt auf, was es gibt und was es nicht gibt: „800 Menschen. 11 Quadratkilometer. 1000 Kühe. Kein Bäcker. Kein Laden. Keine Tankstelle. Ein Dorf.“

Menschen und Landschaft, Nutztiere und Landwirtschaft. Aber als „normal“ empfundene Infrastruktur des städtischen Raums, wo fußläufig „um die Ecke“ Bäcker und Supermarkt erreichbar sind, existiert hier nicht. Der Erzähler nimmt diesen Spannungsbogen auf und stellt die Grundfragen des Films: „Wie lebt es sich hier? Wie funktioniert der Alltag? Warum entscheiden sich Menschen für ein Leben auf dem Land?“ Vor allem die letzte Fra-

ge wird von einer Vielzahl von Stimmen aus dem Off aufgenommen: Jeweils auf illustrierende (oder auch kontrastierende) Bildsequenzen gelegt, positionieren sich die Bewohnerinnen und Bewohner des Dorfes, noch ohne, dass ihr Gesicht sichtbar ist. Die kurzen Aussagen eröffnen einen Kosmos von Bedeutungen, die dem Dorf zugeschrieben werden: Familie und Freunde, ein Gefühl von Heimat und Zugehörigkeit, der Unterschied zwischen *wohnen* und *leben*. Aber auch ambivalente Ansichten sind dabei: Die Autobahn ist nahe, man kann jederzeit auch anderswo hinfahren. Ein Gesprächspartner erzählt, dass er als junger Mensch zum Studium weg wollte und durchaus andere Pläne für sein Leben hatte, bevor er nach Loikum zurückkehrte. Auch die Dorfbewohner benennen deutlich die fehlenden Infrastrukturen, sei es der Laden um die Ecke, die fehlende medizinische Versorgung vor Ort und die Abhängigkeit vom eigenen Auto.

Der Off-Kommentar nimmt danach wieder die Position des Fragenden ein: „Was macht ein Dorf aus?“ Kombiniert mit Bildern einer Kamerafahrt durch das Dorf, die vor allem den jüngeren Teil Loikums zeigt, thematisiert der Text die Schwierigkeit einer Definition: Es gibt keine formalen Kriterien wie die Einwohnerzahl, Größe oder das Vorhandensein von Infrastrukturen, die Dorf von Stadt unterscheiden. Zudem sind diese Begriffe verbunden mit mentalen Vorstellungen: Dorf steht für Landidylle, funktionierende Gemeinschaften und Vertrautheit, wobei es sich vor allem um stereotype Bilder handelt.²⁰

Dörfliche Gemeinschaft(en)

Der Film stellt mehrere Gruppen im Dorf vor, wobei er drei von ihnen intensiver begleitet: Das Blasorchester Loikum, die Frauen-Theatergruppe und den Kirchenchor St. Antonius Loikum. Einzelne Protagonist*innen erzählen von „ihren“ Gemeinschaften: von der Entstehung, seit wann und warum sie dabei sind, was diese Gruppe ihnen bedeutet. Verbunden sind diese Interviewpassagen mit Bildern aus dem Alltag: Die Proben von Blasorchester, Kirchenchor und Theatergruppe prägen das Miteinander und den Austausch. Es zeigen sich bestimmte gruppeninterne Rituale und Strukturen, die ein Gemeinschaftsgefühl ebenso prägen wie der gemeinsame öffentliche Auftritt.

Blasorchester, Theaterfrauen und Kirchenchor bilden für die gesamte Film-erzählung Ankerpunkte und einen roten Faden: Über das ganze im Film begleitete Jahr tauchen sie immer wieder auf: als gesamte Gruppe wie beispielsweise das Blasorchester beim Schützenfest, der Kirchenchor beim Adventskonzert und die Theatergruppe bei der Premiere ihres Stückes, oder auch einzelne Protagonisten, die in anderen Netzwerken des Dorfes eingebunden sind.

Mit den Gemeinschaften eng verbunden sind ritualisierte Handlungen wie Bräuche. Egal ob Weihnachten, Karneval, Geburtstagsfeiern oder Hochzeiten – als Bräuche tradiert haben diese Rituale zentrale Bedeutung für die Herstellung und Erfahrung von Gemeinschaft. Es sind ri-

tualisierte Handlungen und feste Abläufe, deren Regeln und symbolische Sprache in einer Gruppe wie der Dorfgemeinschaft kulturell gelernt und verstanden werden. Sie machen als regelmäßig wiederkehrende Ereignisse den Jahres- und Lebenslauf erfahrbar. Sie vermitteln Sicherheit, das Gefühl einer Gruppenzugehörigkeit und Identität. Der dörfliche Jahreslauf ist von zahlreichen Bräuchen geprägt: die all-gemeinen Jahresfeste von Weihnachten über Ostern bis Allerheiligen, besondere lokale oder auch familiäre Ereignisse wie Jubiläen oder Hochzeiten. Das spezifisch Dörfliche dabei umfasst zwei Aspekte: Zum einen tragen gerade die Bräuche im

Jahreslauf im Detail ein jeweils besonderes Gesicht. Auch wenn überall die Weihnachtszeit gefeiert wird, ist ihre konkrete Ausformung doch lokal einzigartig. Hierin zeigt sich das Potential von Bräuchen, ein exklusives Wir-Gefühl zu generieren. Zum anderen ist die einmal hergestellte Gemeinschaft als Dorf-Gemeinschaft immer wieder selbstverständlich angesprochener und einbezogener Akteur. „Bei einer Beerdigung im Dorf sind alle dabei“, berichtet ein Gesprächspartner. Gleiches gilt für (groß gefeierte) Hochzeiten und die zentralen Jahresbräuche wie das Schützenfest. Mit dem regelmäßigen Herstellen einer Dorf-Gemeinschaft entsteht ein

Das Blasorchester Loikum spielt beim Schützenfest, hier beim Sammeln auf dem Sportplatz



Identitätsangebot für den einzelnen und ein Wir-Gefühl aller Akteure.

Für die Filmerzählung wurden insgesamt drei Bräuche ausgewählt: St. Martin, Weihnachten und Schützenfest.

In zahlreichen Gesprächen erzählten Loikumer von dem besonderen Gesicht des Martinsbrauchs in ihrem Dorf. Es gibt einen Laternenumzug der Kinder mit anschließendem Martinsspiel auf dem Hof zwischen Kindergarten und Bürgerhalle. Ein kleines Martinsfeuer wird hier ebenfalls angezündet, mit Glühwein und Ge-

St. Martin, Ausklang auf dem Hof des Kindergartens



sprächen lassen die Loikumer das Fest ausklingen. Zu den lokalen Besonderheiten gehört der Festschmuck: Das ganze Dorf wird mit Laternen und Kerzen sowie bunten Fensterbildern, die von innen erleuchtet sind, geschmückt. Den ganzen Tag über stellen die Dorfbewohnerinnen und -bewohner Kerzen auf Zäune und Eingangstrepfen, hängen bunte Laternen in die Bäume der Vorgärten und stellen große Scherenschnittbilder in die Fenster. Da tatsächlich zumindest am Zugweg im Dorfkern alle Anwohnenden mitmachen, entsteht ein eindrucksvolles Bild des stimmungsvoll illuminierten Dorfes.

Der Martinszug zieht nicht nur die Dorfbewohner, sondern auch zahlreiche Gäste an. 2015 waren über 2000 Besucher vor Ort. Es handelt sich dabei oft um Familien aus den Nachbarorten, deren Kinder den Loikumer Kindergarten besuchen, sowie die Eltern von am Martinszug beteiligten Schulklassen der gemeinsamen Grundschule in Wertherbruch. Aber auch ehemalige Loikumer nutzen das Martinsfest zum Besuch: „Mein Sohn und seine Frau, die wohnen in Bocholt und kommen auch jedes Jahr zum Martinszug. Und diesmal haben sie ihre Nachbarn von dort mitgebracht.“²¹

Zum zweiten zeigt der Film zwei typische lokale Brauchereignisse zur Weihnachtszeit: Das Adventskonzert des Kirchenchores und die gemeinsame Weihnachtsfeier der Landfrauen- und der Katholischen Frauengemeinschaft, deren Höhepunkt die Premiere des aktuel-

len Stücks der Loikumer Theatergruppe ist. Beides sind spezifisch lokale Formen zur Gestaltung der Vorweihnachtszeit, die besonders zur Herstellung eines Gemeinschaftsgefühls beitragen. Nicht nur die Aufführungen selbst, sondern auch die Vorbereitungen gehören dazu. Bei den Theaterfrauen ist es der Bühnenaufbau, bei dem sie von ihren Ehemännern unterstützt werden. „Es ist eigentlich egal, was man hier in Loikum machen will, man findet immer jemanden, der einem hilft.“²² Diese Erfahrung zeigt ein Bewusstsein für Gemeinschaft und ein selbstverständliches Miteinander. Ähnliches gilt für das Konzert in der Kirche, auch hier bereiten Mitglieder des Chores den Auftritt mit festlicher Dekoration und Beleuchtung vor.

Die Premiere des Theaterstücks bei der Weihnachtsfeier der Landfrauen- und katholischen Frauengemeinschaft ist ein voller Erfolg. Im Anschluss gibt es traditionell eine zweite Aufführung für Freunde und Familien ... nun sind auch die Männer dabei. Sie helfen am (späten) Ende des Abends bei Abbau und Aufräumen.

Das Schützenfest gehört zu den Hauptfesten im dörflichen Jahreslauf: Zahlreiche Loikumer*innen beteiligen sich an den Vorbereitungen, das ganze Dorf wird gemeinsam aufgeräumt und geschmückt. Die St. Antonius Schützenbruderschaft Loikum blickt auf eine lange Tradition zurück: Gegründet 1763, prägt sie bis heute das Vereinsleben des Dorfes. Mitglieder

Schützenfest in Loikum: Ankunft mit dem Fahrrad





Brot, Marmelade, Plätzchen: Alles selbstgemacht. Das Highlight ist das Kuchenangebot

können inzwischen auch Frauen werden, diese nehmen gleichberechtigt am Vereinsleben von Schießwettbewerben und Königsschießen teil.

Das Schützenfest im Mai bedeutet drei Tage ausgelassenes Feiern und feste Rituale: Kranzniederlegung und Totengedenken, Zapfenstreich und Ehrungen, Umzüge, Tanz und Fahنشwenken. Höhepunkt ist das Königsschießen, die Rolle des Schützenkönigs oder der Schützen ist für das Dorfleben etwas besonderes, einmal Schützenkönig zu sein ist ein Traum vieler.

Dörfliche Infrastrukturen: Bürgerbus, Landfrauencafé und Internet

Wenn es auch keinen Supermarkt oder kleinen Tante-Emma-Laden im Dorf gibt, so können sich die Dorfbewohner mit vielen Produkten auf dem lokalen Bauernmarkt versorgen. Der Markt entstand mit Unterstützung der Dorfgemeinschaft im Rahmen der Regionale 2001, um die Vermarktung regionaler Produkte zu fördern. Jeden Freitag bieten Produzenten aus der



Region ihre Produkte an: Gemüse, Geflügel und Fisch, Brot, Käse, Eier und Obst. Man kennt sich und trifft sich hier zum Einkaufen und zum Austausch von Neuigkeiten. Gerade Letzteres lässt sich auch im Anschluss an den Marktbesuch noch weiter ausleben: Das Bauernmarktcafé, betrieben von einer kleinen Gruppe von Landfrauen, lädt ein zum Plausch bei Kaffee und Kuchen. Wie professionell die Frauen ihr Café organisieren und wie viel Arbeit hinter diesem Projekt steckt, zeigt und erzählt Waltraud Verbücheln bei den Vorbereitungsarbeiten in ihrer Küche. Sechs Frauen haben sich zusammengeschlossen und betreiben das Landfrauencafé in Form einer GbR. Sie backen Kuchen, Brot und Plätzchen selbst, dafür mussten professionelle Arbeitsküchen eingerichtet werden, die entsprechenden Ansprüchen genügen müssen und die regelmäßig kontrolliert werden.

Das Landfrauencafé hat seinen Ort im Pfarrheim, bei schönem Wetter werden Tische und Bänke auf den Platz rund um den Antoniusbrunnen gestellt.

Das Einkaufen und die Versorgung mit Produkten des täglichen oder auch besonderen Bedarfs war in vielen Gesprächen ein Thema. Grundsätzlich wurde das Fehlen von Infrastruktur bemängelt. Im Dorf gibt es einen Elektrofachhandel und eine Gärtnerei. Die Grundschule liegt im Nachbardorf, sie wird als gemeinsame offene Ganztagschule betrieben, ebenso wie der Kindergarten, der wiederum im ehemaligen Schulgebäude in Loikum untergebracht ist. Zwar wohnt ein Arzt im Dorf, er praktiziert aber in einem der größeren Nachbarorte. Eine Grundversorgung mit Lebensmitteln kann im Dorf erfolgen: Zweimal in der Woche kommt „der Wagen“, ein Kleintransporter mit einem Lebensmittelangebot aus überwiegend regionaler Produktion, freitags findet der oben genannte Bauernmarkt statt. Milch und Eier bieten Bauernhöfe an, die Milchzapfanlage auf dem Hof Stenkamp ermöglicht den Bezug von Frischmilch zu jeder Tageszeit: Angeschlossen an einen modernen Laufstall mit automatischer Melkanlage ist ein Automat, der – wie ein Kaffeeautomat, nach Einwurf von 1 Euro einen Liter Milch in eine Glasflasche abfüllt. „Meine Frau und ich haben das im Urlaub gesehen, da waren wir mit dem Fahrrad in der Nähe von Bentheim unterwegs. Und da dachten wir, Mensch, das wäre doch was für uns“²³, so erzählt Berthold Stenkamp.

Auch wenn bisher fast alle Gesprächspartner*innen berichten, dass sie auf dem Bauernmarkt einkaufen und den Milchautomaten gerne nutzen, so fahren doch auch fast alle zum regelmäßigen Groß-

einkauf mit dem Auto in die Supermärkte und Discounter der Umgebung. Gerade der Bauernmarkt, den es inzwischen seit 16 Jahren gibt, wird als Bereicherung, als passend fürs Dorf empfunden und besucht. Möglicherweise gehört ein Markt mit regionalen Produkten für die Gesprächspartner zum Idealbild eines Dorfes, wobei das eigene Einkaufsverhalten nicht unbedingt hierzu passen muss. Interessant erscheint in diesem Zusammenhang ein Gespräch mit einem der Initiatoren des Bürgerbusses: „Wir haben ja den Fahrplan an die Bedürfnisse der Leute angepasst. Zum Beispiel zum Einkaufen, da haben wir eine Haltestelle direkt am Aldi im Nachbarort, und eine halbe Stunde später können sie wieder einsteigen und zurückfahren.“²⁴

Auch der Bürgerbus geht auf eine Initiative der Dorfgemeinschaft zurück. Ein Workshop zur Dorfentwicklung war der Anfang, diskutiert wurde über Fragen der Mobilität und des demographischen Wandels – und den Problemen von Kommunen, die öffentlichen Personennahverkehr für flexible Bedürfnisse in großen Landgemeinden kaum (bezahlbar) anbieten können. So schlossen sich Loikum und das Nachbardorf Wertherbruch zu einem Bürgerbusverein zusammen, schafften Kleinbusse an, organisierten Sponsoren und ehrenamtliche Fahrerinnen und Fahrer. „Wir haben heute einen festen Fahrplan mit einem guten Haltestellensystem und fahren pro Tag etwa 30–35 Gäste.“²⁵ Auch in die digitale Welt bestehen aus Loikum gute Verbindungen. Im gesamten Dorf, inklusive der Außenbereiche, ist

Glasfaserkabel zur Sicherung schneller Internetverbindungen verlegt. Am Anfang, als die Idee aufkam, stand zunächst einmal Ernüchterung: „Zunächst ging es um Geld. Ursprünglich sollte jeder Anschluss 6.000 Euro kosten, das war überhaupt nicht gangbar. Wir mussten uns was überlegen: Der Schlüssel liegt im Tiefbau, denn das macht einen Großteil der Kosten aus. [...] Dann hatte ein findiger Landmaschinentechniker in Loikum die Idee: Wir pflügen die Leitung ein. Wir haben einen Pflug konstruiert, mit dem haben wir insgesamt 25 km Glasfaserkabel verlegt.“²⁶ Von der Gemeinschaftsleistung profitieren heute nicht nur ältere Loikumer, die per skype mit ihren Enkeln in Australien kommunizieren oder Landwirte, deren Arbeit heute stark von digitaler Technik geprägt ist. Auch mehrere Heimarbeitsplätze sind entstanden, die jungen Familien flexibles Arbeiten und Leben auf dem Land ermöglichen.

Dörfliche Räume: Kirche und Gasthaus, Bürgerhalle und Landschaft

Mit dem Dorf oder mit ländlichem Leben sind bestimmte Räume und Orte verbunden. Kirche gehört ebenso dazu wie das Gasthaus, bilden doch beide Gebäude strukturell in unzähligen Dörfern den Mittelpunkt der Siedlung. Auch in Loikum bildet die Antoniuskirche den Kern des Dorfes und den Beginn der Siedlungsgeschichte. Mit der Geschichte der Kirchengemeinde beschäftigte sich das Dorf während der Dreharbeiten sehr intensiv, denn Loikum feierte 2016 sein 475-jähriges Pfarrjubiläum. Anhand dieses Themas

zeigen sich Reaktionen und Umgangsformen mit ganz aktuellen Problemen. Wie an vielen Orten wird auch in der Kirchengemeinde Loikum umstrukturiert und die ehemals eigenständige Gemeinde in eine Großgemeinde eingegliedert. Das sorgt für Unsicherheit. Die Loikumer haben sich entschieden, trotzdem *ihre* Kirchengemeinde zu feiern, das ganze Jahr lang mit der gesamten Dorfgemeinschaft. Die Auftaktveranstaltung im Januar war mit einer historischen Revue eine Reise in die Geschichte von Dorf und Kirchengemeinde. Wurden hier bereits zahlreiche Erinnerungsorte des Dorfes in Fotos, Geschichten und gespielten Szenen dargestellt, besuchten wir einen Teil dieser Erinnerungsorte im Nachgang in der heutigen Realität. Die Dorfhistoriker Hermann-Josef Stenkamp und Hermann Grotta stellten Dorfgeschichte als lebendige Tradition und bestimmte Orte als räumliches Gedächtnis vor: Kirche, Schule, Dorfstraße. Und natürlich die Gaststätten: Drei an der Zahl gab es, heute sind es noch zwei, die sich deutlich anders organisieren müssen, um zu überleben. Beide befinden sich direkt neben der Kirche. Eine der Dorfgaststätten stellt der Film genauer vor: drei Generationen der Familie de Baey erzählen von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft ihrer Dorfgaststätte.

Interessant ist, dass es jeweils die Frauen sind, die sich um die Gastwirtschaft und ihre Weiterentwicklung kümmern. Die Männer waren hauptsächlich mit der zugehörigen Landwirtschaft beschäftigt. Christa de Baey erzählt, wie sie

von ihrer Schwiegermutter in die Arbeit eingebunden wurde: „Ja, meine Schwiegermutter hat es geschickt verstanden, mich hier einzuführen. Als wir noch nicht verheiratet waren, bat sie mich, zu helfen, das machte mir Freude und man wollte ja auch einen guten Eindruck machen. Aber ich hätte das nicht gedacht, dass ich mich hier so finden würde. Ich hatte eigentlich so gedacht, ich heirate meinen Mann, der ja Landwirt ist, dass ich Bäuerin werde.“²⁷

Das Gasthaus de Baey entwickelte sich von einer klassischen Dorfkneipe hin zu einem gediegenen Speiserestaurant, das vor allem für Gesellschaften und besondere Anlässe öffnet. „Mutter machte immer Schnittchen, Schinkenschnittchen oder auch Strammen Max, das hat man damals

so in der Dorfkneipe gegessen. Dass man außer Haus essen ging, das ist ja erst so in den letzten 20, 30 Jahren auf dem Dorf angekommen. Früher nicht üblich, da hat man alles zuhause selbst gemacht. Aber dann ging das los, auch mit den Kommunionen, Taufen, Hochzeiten und so.“²⁸ Heute ist das Gasthaus de Baey bekannt für das Gänseessen im Herbst, in der besonderen Atmosphäre eines liebevoll hergerichteten alten Bauernhauses, hierfür reisen Gäste aus dem gesamten Ruhrgebiet an.

Ein weiterer zentraler Raum des Dorflebens ist die Bürgerhalle. 1990 eingeweiht, ist der moderne Hallenbau, zwischen Feuerwehr und Kindergarten hinter dem Dorfplatz gelegen, inzwischen der Treffpunkt: Karneval und Schützenfest,

Gasthof de Baey liegt mitten im Dorf



Versammlungen der Vereine und der Dorfgemeinschaft, private Feiern vom 50. Geburtstag bis zum Beerdigungskaffee. Gebaut wurde die Bürgerhalle in Eigeninitiative. „Der Anlass, ja da muss man weiter zurückgehen. Die Gaststätte Busch machte in den 1970er Jahren zu, und da war ja der große Saal gewesen, wo immer Schützenfest und Karneval gefeiert wurde. Dann gab es als Ersatz eine Art Pavillon auf dem Dorfplatz, aber der war viel zu klein.“²⁹ Ein anderer Gesprächspartner erzählt: „Und dann haben wir aus der Schützenbruderschaft heraus überlegt, wie können wir das hinkriegen, eine Bürgerhalle zu bauen. [...] Wir haben dann einige Jahre lang das Schützenfest in Eigenregie gemacht und dadurch einiges an Geld eingenommen. Und den Bau haben wir in Eigenleistung gemacht.“³⁰ Die durch die eigene Arbeit entstandene Verbundenheit zu dem Ort ist spürbar, die Bürgerhalle ist – so formuliert es wiederum Hermann Grotta: „das kulturelle Zentrum von Loikum.“³¹

Neben einzelnen konkreten Räumen innerhalb des Dorfes gehört auch das Außerhalb dazu: Dorf steht für Leben im ländlichen Raum, dabei prägt Landwirtschaft die umgebende Natur und es entsteht eine spezifische Kulturlandschaft.³² Der Umgang mit der Landschaft ist dabei einerseits geprägt von ökonomischen Interessen und Notwendigkeiten: Landwirte, die von der Natur leben, prägen sie, schaffen durch den Anbau bestimmter Pflanzen, durch Zäune, Gräben und Tierhaltung funktionale Strukturen, die jeweils spezifischer Ästhetik folgen. Diese Kultur-

landschaft ist historisch gewachsen, ihre Ästhetik wird als „Natur“ wahrgenommen. Hermann Josef Stenkamp ist auf dem Bauernhof seiner Familie aufgewachsen, bei einem Ausflug in die Loikum umgebende Landschaft erzählt er aus seiner Kindheit: „Wir stehen hier in den Hufen, das ist Grünlandschaft, die zu Loikum gehört, hier hat mein Elternhof einige Wiesenflächen. Das waren die Wiesen, die wir nach der Flurbereinigung bekommen haben, hier wurden die Kühe gemolken und Heu gemacht.“³³ Die letzte Flurbereinigung in den 1970er Jahren war ein Eingriff in die Landschaft, der ausschließlich ökonomischen Logiken folgte: „Ich habe noch mitbekommen, wie ganze Wälle und Waldstücke beseitigt wurden, um Grünfläche zu bekommen. Dabei ist ein gutes Stück Natur hier verschwunden.“³⁴ Hier gegenzusteuern und zu renaturieren war Anliegen vor allem der Loikumer Jugendlichen in den 1980er Jahren. Mit Aufforstungen, dem Setzen und Pflegen von Hecken und anderen Aktionen des Umwelt- und Landschaftsschutzes begannen die Mitglieder der katholischen Landjugend, diese Initiative wurde von der Bürgergemeinschaft aufgegriffen.

Heute prägen traditionelle Kopfweiden und Waldstücke die Wiesenlandschaft, innerhalb des Dorfes wird die historische Lindenallee gepflegt, vor dem Friedhof ist eine Wildblumenwiese angelegt. Natur und Landschaft werden überwiegend als schützenswerte Ressource gesehen und genutzt, wobei die Nutzung durch Landwirtschaft ebenfalls noch eine wichtige Rolle spielt.

Ein Fazit: Dorf und/als Heimat

Das Ende des Films bildet mit der Eingangsequenz eine Art Rahmen der Film-erzählung. Hier sind alle Protagonist*innen nochmals versammelt: Aus kurzen Statements über das Thema Heimat wird ein Bild vom Dorf als identitätsstiftendem Lebensraum entwickelt.³⁵ Dabei wird deutlich, Heimat ist nicht nur ein Ort, sondern ein sozialer Raum, ein Beziehungsraum. Familie, Freunde, Nachbarschaft sind zentrale soziale Strukturen, die für ein Gefühl von Zugehörigkeit stehen. Auch der Blick in die Vergangenheit, Erinnerungen an Kindheit und Jugend machen eine Facette von Heimat aus. Die emotionale Komponente des Begriffs wird in vielen Aussagen und vor allem in nonverbalen Zeichen ausgedrückt.

Die emotionale Verbindung mit ihrem Dorf fasst die Antworten auf die Fragen des Filmanfangs zusammen. Das Dorf Loikum stellt ein ganzheitliches Identitätsangebot dar, das als Heimatqualität gelten kann: Gemeinschaftserfahrungen, die über Bräuche und Traditionen vermit-

telt werden, die in Gruppen wie Schützen, Feuerwehr, Kirchenchor, Landfrauen oder Theatergruppe ausgelebt und gestaltet werden, eine gemeinsame Geschichte, die erzählt und erinnert wird, räumliche Strukturen und soziale Institutionen, die in der Dorfgemeinschaft hergestellt werden. Die von den Gesprächspartnerinnen und -partnern dargelegten Aspekte von Heimat zeigen die Komplexität und soziale Bedeutung dieses Konzeptes. Heimat stellt sich als interdependentes Zusammenspiel von Erinnerung und emotionaler Verbundenheit in der Gegenwart, von bestimmten Räumen sowie vor allem in als verlässlich und positiv empfundenen Beziehungen dar. Diese Erfahrungen und Strukturen schaffen ein Wir-Gefühl, das den Alltag im ländlichen Raum in besonderem Maße zu prägen vermag. Das Beispiel Loikum zeigt aber auch sehr deutlich, dass diese Heimatqualität bewusst gestaltet und tradiert werden muss: Heimat ist nicht einfach so da, sondern entsteht im Prozess von Beheimatungen. Hierzu gehört unabdingbar Veränderung und Wandel, Aktivität und Kommunikation.

Anmerkungen

- 1 Georg Cornelissen, Dagmar Hänel (Hg.): Leben im Niederrheinischen Dorf. Das Beispiel Hünxe. Köln 2013.
- 2 Gedächtnisprotokoll zu Gespräch mit Herrn J., Herbst 2014.
- 3 Interview mit Herrn J., Januar 2016.
- 4 Vgl. Georg Cornelissen und Dagmar Hänel: Alltag im Dorf. Beginn eines interdisziplinären Langzeitprojektes am ILR. In: Alltag im Rheinland (2011), S. 6-9; Dagmar Hänel: Leben in Hünxe. Zum Start eines Dorf-Projektes. In: Stefan Frankewitz, Georg Cornelissen (Hg.):

- Bauern, Höfe und deren Namen am Niederrhein. Geldern 2013, S. 103-114.
- 5 Hänel 2013 (wie Anm. 4), S. 106.
- 6 Cornelissen/Hänel 2013 (wie Anm. 1).
- 7 Vgl. Michael Simon, Günter Wiegelmann (Hg.): Dörflicher Alltag im Wandel. Alhausen. Eine westfälische Gemeinde im 19. Und 20. Jahrhundert. Münster 1989/90 sowie Michael Simon: Bericht über ein Feldforschungsprojekt am Volkskundlichen Seminar der Universität Münster. In: Rheinisch-westfälische Zeitschrift für Volkskunde 34/35 (1989/90), S. 253-259.

- 8 Zu den Methoden vgl. grundlegend die entsprechenden Beiträge in Silke Göttisch und Albrecht Lehmann (Hg.): Methoden der Volkskunde. Positionen, Quellen, Arbeitsweisen der Europäischen Ethnologie. Berlin 2001; Christine Bischoff, Karoline Oehme-Jüngling, Walter Leimgruber (Hg.): Methoden der Kulturanthropologie. Bern 2014.
- 9 Beiden danke ich für ihre große Bereitschaft, sich einzulassen auf den dörflichen Mikrokosmos, und das spürbare persönliche Engagement für dieses Projekt.
- 10 Von Blasorchester, Bürgerbus und Bauernhof. Innensichten eines Dorfes. Ein Film des LVR-Instituts für Landeskunde und Regionalgeschichte. Buch und Regie: Dagmar Hänel. ©LVR 2017.
- 11 Dagmar Hänel: Ist das Methode? Volkskundlicher Film und Feldforschung. In: Alltag – Kultur – Wissenschaft. Beiträge zur Europäischen Ethnologie (2017). (Im Druck).
- 12 Michaela Fenske und Dorothee Hemme: Für eine Befremdung des Blicks. Perspektiven einer kulturanthropologischen Erforschung von Ländlichkeiten. In: Dies. (Hg.): Ländlichkeiten in Niedersachsen. Kulturanthropologische Perspektiven auf die Zeit nach 1945. Göttingen 2015, S. 9-20, hier S. 11.
- 13 Wolfram Pyta: Bauern, Brauchtum, BSE. Die Deutschen wenden sich wieder dem Land zu. Doch auf dem Dorf ist nichts mehr, wie es einmal war. In: Zeit online, 25.01.2001, [http://www.zeit.de/2001/05/Bauern_Brauchtum_BSE, zuletzt abgerufen am 01.07.2017].
- 14 Ove Sutter und Stefan Groth: Kulturelle Repräsentation von „Region“ in der politisch-ökonomischen Entwicklung ländlicher Räume. In: Rheinisch-westfälische Zeitschrift für Volkskunde 61 (2016), S. 225-245, hier S. 230.
- 15 Vgl. Hermann Stenkamp: Geschichte von Kirche und Gemeinde. In: Loikum. 475 Jahre St. Antonius. Von der Bauerschaft zur Pfarrei Maria Frieden Hamminkeln. Hg. von der Pfarrei Maria Frieden Hamminkeln. Hamminkeln 2016, S. 85-466.
- 16 Ebd., S. 406.
- 17 Vgl. Gerhard Henkel: Das Dorf. Landleben in Deutschland – gestern und heute. Stuttgart 2012.
- 18 Vgl. insgesamt hierzu die Homepage des Dorfes: <http://www.loikum.de/htm>
- 19 Gerhard Henkel benennt in seinem Buch über das Dorf die Kategorien „Wirtschaft und Versorgung“, „Bevölkerung, Soziales, Kulturelles“ und „Gestalt der Kulturlandschaft“, den Erinnerungsaspekt unter „Das alte Dorf“ (vgl. Henkel 2012, wie Anm. 17).
- 20 Vgl. dazu grundlegend: Werner Nell und Marc Weiland: Imaginationsraum Dorf. In: Dies. (Hg.): Imaginäre Dörfer. Zur Wiederkehr des Dörflichen in Literatur, Film und Lebenswelt. Bielefeld 2014, S. 13-50.
- 21 Gespräch mit Herrn E., November 2015.
- 22 Gespräch mit Frau M., Dezember 2015.
- 23 Gespräch mit Landwirt B., Dezember 2017.
- 24 Gespräch mit Herrn A., März 2016.
- 25 Gespräch mit Herrn E., März 2016.
- 26 Gespräch mit Herrn H., März 2016.
- 27 Gespräch mit Frau B., Oktober 2016.
- 28 Ebd.
- 29 Gespräch mit Herrn G., Januar 2016.
- 30 Gespräch mit Herrn L., August 2016.
- 31 Gespräch mit Herrn G., Januar 2016.
- 32 Vgl. u.a. Hans Hermann Wöbse: Landschaftsästhetik. Über das Wesen, die Bedeutung und den Umgang mit landschaftlicher Schönheit. Stuttgart 2002.
- 33 Gespräch mit Herrn J., September 2016.
- 34 Ebd.
- 35 Zum Heimatverständnis vgl. Hermann Bausinger: Heimat und Identität. In: Ders./Konrad Köstlin: Heimat und Identität. Neumünster 1980, S. 9-24; Manfred Seifert (Hrsg.): Zwischen Emotion und Kalkül. „Heimat“ als Argument im Prozess der Moderne. Leipzig 2010.

Im Tagebauloch verschwundene Heimat

Utzerother Platt – Otzenrather Wörterbuch mit Redewendungen und Spitznamen

von Eva Schmitt-Roth



Alt-Otzenrath, Marktstraße

Im Zuge des Braunkohletagebaus Garzweiler II wurden die Bewohner des Ortes Otzenrath umgesiedelt. Alt-Otzenrath, bis dahin Ortsteil der Gemeinde Jüchen südlich von Alt-Holz und nördlich von Alt-Pesch gelegen, musste der Braunkohlegewinnung durch RWE Power innerhalb des rheinischen Braunkohlereviere weichen. Das neu gegründete Otzenrath liegt heute nordwestlich von Neu-Holz in unmittel-

barer Nähe der Autobahnausfahrt „Mönchengladbach-Odenkirchen“ der A 44. Die Umsiedlung, die mit dem ersten Spatenstich 1999 in Neu-Otzenrath begann, endete offiziell 2007. Zusammen mit dem Nachbardorf Spenrath waren von dieser Entscheidung 1.600 Bewohner betroffen. Auch wenn auf der Landkarte die Position des Ortes nur gering verschoben scheint und die Menschen in schöne neue Häuser

eingezogen sind, hat doch ein gravierender Einschnitt im Bewusstsein der Bewohner stattgefunden, der bis heute anhält.¹

Die Umsiedlung hat damit auch das kulturelle Leben nachhaltig beeinflusst. In Otzenrath führte es zur Gründung des Geschichtskreises Otzenrath-Spenrath im Jahr 2003. Sein Interesse richtet sich nicht nur auf die besondere Ortsgeschichte, sondern auch auf die noch von den älteren Dorfbewohnern gesprochene Mundart. Im Ort fanden sich eine Reihe interessierter Otzenrather und Spenrather, die ihren Ortsdialekt dokumentieren und damit für die Nachwelt bewahren wollten. Die Mundartwörter wurden auf Zetteln, Zeitungsabrissen, in Notizbüchern notiert und in Pappkartons gesammelt. 2012 wurde die Sammlung zum Projekt des Ge-

Neu-Otzenrath, Marktplatz



schichtskreises, an dem Josef Stessen, Hubert Stessen, Josef Brockerhoff, Gert Behr, Inge Broska, Hans Bert Cremer und Konrad Eickels als Wörterbuchautoren mitwirkten. Von den Autoren sind in der Zwischenzeit Josef Stessen 2013 und Josef Brockerhoff 2016 verstorben.

Sammeln und Bewahren

Die vielen Fotos von Gert Behr, die die Wortschatzsammlung visuell ergänzen, stammen aus dem Hausmuseum Otzenrath-Hochneukirch, das die Künstlerin Inge Broska zu ihrer Lebensaufgabe gemacht hat. Sie zählt ebenfalls zu den aktiven Mitgliedern des Wörterbuch-Arbeitskreises. Das auch als Alltagsmuseum bezeichnete Haus dokumentiert, archiviert und bewahrt das Leben wie auch die Veränderung dieser Region über einen

Zeitraum von einhundert Jahren. Hier hat auch die handschriftliche Mundart-Wörterammlung ihren Platz.

Das Bewahren einer Mundart stellt in vielen Vorworten von Mundartwörterbüchern ein wichtiges Motiv für die enorme Sammelarbeit dar, die einem solchen Projekt zugrunde liegt. Mit der Umsiedlung des ganzen Dorfes erhielt die Wortsammlung in Otzenrath ein ganz besonderes Gewicht. Denn es galt das Loch zu füllen, das der Tagebau bei den Wörterbuchbearbeitern gerissen hat: „Wir sahen unsere Aufgabe darin, diese Sprache unserer mittlerweile im Tagebauloch verschwundenen Heimat, irgendwo zu erhalten.“²

Viele gemeinsame Sitzungen haben eine beachtliche Sammlung zustande gebracht, die es in der Rohfassung auf ca. 160 Seiten schafft. Es gibt eine Reihe angefangener Wörterbuch-Projekte, die mit Enthusiasmus begonnen und leider aus verschiedenen Gründen kein Ende gefunden haben. Umso erfreulicher ist es dann, wenn ein solches Unterfangen zum Abschluss kommt, von welchem die meisten Autoren am Anfang ja nicht ahnen, wie viel Zeit man für ein solches Projekt investieren wird. In der Arbeitsgruppe des Geschichtsvereins wurde das Ende der Produktionsphase beschlossen, auch wenn die Autoren wussten: „Die Dokumentation wird nie vollständig“³, denn es fielen ihnen immer wieder weitere Mundartwörter ein.

Das Vorwort vom *Utzerother Platt* geht nicht nur auf die Entstehungsgeschichte



Küche des Hausmuseums Otzenrath-Hochneukirch

der Sammlung ein. Es berücksichtigt auch die dialektgeographische Einordnung der Otzenrather Mundart. Anhand der Isoglossen „machen“, „Zeit“ und „laufen“ zeigt die Autorengruppe, dass ihr *Utzerother Platt* zu den ripuarischen Mundarten zählt (*ma-che, Zick, loofe*) und sich deutlich von der in unmittelbarer Nähe in Mönchengladbach gesprochenen südniederfränkischen Mundart (*make, Tiet, loope*) unterscheidet.

Mundartrosinen alphabetisch geordnet

Entstanden ist mit dem *Utzerother Platt* ein alphabetisches Wörterbuch, dem zum einen ein Verzeichnis von Redewendungen und Sprichwörtern wie auch ein

Verzeichnis von Spitznamen angehängt ist. Der Schwerpunkt der Wörtersammlung liegt auf den sogenannten Mundartrosinen. Das sind solche Wörter, die sich zum einen deutlich von der deutschen Standardsprache unterscheiden wie z.B. *Fuus* für standarddeutsch „Faust“, wie auch solche, die in der Standardsprache gar nicht enthalten sind, wie z.B. *mutschisch* für standarddeutsch „schwül“, „feucht warm“. Besondere Qualität haben diejenigen Mundartrosinen, die bestenfalls nur in der Region verwendet werden, weil sie etwas bezeichnen, was es nur in dieser Region gibt, wie z.B. *Knolli-Brändi*, die Bezeichnung für einen minderwertigen Schnaps, der aus der Zuckerrübe gewonnen wird, die ein typisches landwirtschaftliches Produkt dieser Region ist.

In der Schreibung orientiert sich die Autorengruppe vor allem an der Schriftsprache. Lang gesprochene Vokale wurden demzufolge mit „mit doppeltem Vokalen



Kromm

oder einem zusätzlichen ‚h‘ geschrieben“.⁴ Ebenso wurde das in der Schriftsprache eine Dehnung anzeigende „e“ übernommen wie z.B. in *die*. Die Artikulation beider Vokale wurde mit Bindestrich gekennzeichnet, z.B. *wi-er* für standarddeutsch „wieder“. Der Bindestrich wurde auch als Zeichen für eine „Pause“ genutzt,⁵ die auf die Verwendung eines Schwa-Lauts hinweist, wie z.B. in *kö-che* für standarddeutsch „keuchen, husten“.

Die meisten Stichwörter sind Substantive

Der Wortartikel setzt sich in der Regel aus drei Teilen zusammen. An erster Stelle steht das mundartliche Stichwort. Davon sind die meisten Substantive. Die Strecke „K“ im Wörterbuch, die hier als Beispiel dienen soll, verfügt über 238 Wortartikel, davon verzeichnen lediglich 42 Verben, 17 Adjektive und drei andere Wortarten. Vereinzelt rücken auch Phraseologismen in die Position des Stichworts zu Beginn eines Wortartikels, wie z.B. *bongte Kub*, für standarddeutsch „Brot mit Butter, Quark und Rübenkraut“, oder *lott jonn*, ins Umgangssprache „mach voran“ übertragen.

Unter den Substantiven findet sich eine Reihe von Bezeichnungen für Gegenstände, die heute nur mehr wenig oder gar nicht mehr zum Einsatz kommen wie z.B. folgende Gartengeräte: *Kromm* für standarddeutsch „Sichel“, *Hühjer* für standarddeutsch „Furchenzieher“ (Häufelgerät) oder *Jötschklomp* für standarddeutsch „Jaucheschöpfer“. Mit den Fotos von Gert Behr, die er in Inge Broskas Hausmuse-



Hondere

um Otzenrath-Hochneukirch gemacht hat, erhalten solche Wortartikel, die sich alten Gegenständen widmen, eine anschauliche Ergänzung.

Die Substantive, die einem Wortartikel als Stichwort voranstehen, sind in der Regel in der Singularform notiert. Da auf grammatische Zusatzangaben im Wörterbuch nicht eingegangen wird, werden auffällige Pluralformen auch zu Stichwörtern selbständiger Wortartikel, wie z.B. im Artikel *Hondere* für standarddeutsch „Hühner“. Der Artikel mit dem Singular *Honn* für standarddeutsch „Huhn“ hat einen eigenen davon unabhängigen Artikel. Der gleiche Umgang mit flektierten Wortarten findet sich bei Verben, die als Stichwörter

notiert sind. Die besonders von der Standardsprache abweichenden flektierten Formen eines Verbs werden losgelöst von dem Wortartikel, der die Grundform des Verbs wiedergibt, als eigenständige Artikel notiert: z.B. im Artikel *kütz* für standarddeutsch „kommst“ oder im Artikel *jütt* für standarddeutsch „gibt“. Das erfolgt auch dann, wenn die Grundform des Verbs als Wortartikel vorhanden ist. So ist in der Strecke „J“ der Artikel mit der Verbform im Infinitiv mit Stichwort *jäbve* enthalten.

Die Übertragung: standarddeutsch und manchmal umgangssprachlich

An zweiter Stelle des Wortartikels steht die Übertragung. Sie erfolgt meistens ins Standarddeutsche, mitunter auch in die Umgangssprache, so z.B. im Artikel *Micke* hier umgangssprachlich übertragen in

„knatschige Frau“. Anstelle von Übertragungen liefern die Autoren auch kurze Beschreibungen der Bedeutung, wie z.B. im Artikel *Löckebömmel*: „nimmt es nicht so genau“, wo dem Stichwort anstelle einer Übertragung direkt die Erläuterung folgt.

Die Erläuterungen bringen den Wortschatz zum Funkeln

Die Erläuterungen zu den jeweiligen Stichwörtern sind im dritten und letzten Teil des Wortartikels aufgeführt. Aus ihnen lassen sich die grammatischen Besonderheiten entnehmen, die der Otzenrather Mundart zugrunde liegen wie z.B. im Artikel *Melech*: „*ech donn mech Melech in der Kaffee* (ich trinke meinen Kaffee mit Milch)“.

Die meisten Artikel verfügen über eine solche mundartliche Ergänzung, die in der

Regel in die Standard- und nur selten in die Umgangssprache übertragen ist. Nur wenige Artikel enthalten in diesem dritten Teil nur eine standardsprachliche Erläuterung.

Mit mundartlichen Beispielsätzen, zum Teil auch Redewendungen wird das dörfliche Alltagsleben lebendig. Hier wird der Wortschatz zum Funkeln gebracht. Die Facetten zwischenmenschlichen Zusammenlebens sind in vielen Artikeln festgehalten: „*de kütt alle naslang* (der kommt häufig angelaufen)“; „*dü wo-ar op e-mol ganz niggelich* (er war plötzlich böseartig)“; „*die steng op e-mol pudelnackich fū-r mech* (sie stand auf einmal völlig nackt vor mir)“; „*Minge Nobber hatt mech jeholpe* (mein Nachbar hat mir geholfen)“; „*mech hannt se an de Muur jepinkelt* (man hat gegen meine Mauer uriniert)“; „*du hast e Kaplansjemööt* (du bist vertrauensselig)“.



Jötschklomp



Hühjer

Die Einsatzgebiete der nicht mehr häufig gebrauchten Gartengeräte werden hier genannt und beschrieben: „*met de Kromm Kningsfo-er schnie-e* (mit der Sichel Kaninchenfutter schlagen“ In den Artikeln *Jötschklomp* und *Hühjer* stehen die Erläuterungen ohne mundartlichen Beispielsatz, dafür ausführlich in Standarddeutsch: „zwischen den Kartoffelreihen wurde mit diesem doppelflug-ähnlichen Gerät [*Hühjer*] Furchen gezogen, in die man zur Düngung z.B. den Inhalt der Jauchegrube eingoss“.

Ohne Beispielsatz im Erläuterungsteil kommt auch der Artikel *Opjesetzte* aus, der ein Basisrezept für einen Früchtelikör bietet: „zum Beispiel schwarze Johannisbeeren mit Kandiszucker und Vanille in weißem Korn ziehen lassen“.

Manche Erläuterungen enthalten Hinweise auf die früher vom Textilgewerbe

bestimmte Ortsgeschichte, wie in dem Artikel *ni-ene* für standarddeutsch „nähen“: *die es be Bausch am ni-ene* (sie ist Näherin bei der Firma Bausch).

Wä mech net kennt, kennt Utzeroth net Redewendungen, Sprichwörter und Spitznamen

Wer gerne den Erläuterungsteil der Wortartikel liest, erhält einen dicken Nachschlag in der dem Wörterbuch angehängten Sammlung von Redewendungen und Sprichwörtern (RW). Sie ist nach Inhalten und kommunikativen Situationen geordnet. Neben „Essen und Trinken“, „Arm und Reich“, „wenn jemand verzweifelt“ oder „was wird das?/was soll das werden?“ werden viele Redewendungen und Sprichwörter vorgestellt, sowohl Klassiker wie *Kenne mer net, bruche mer net, fott domött*, wie auch alte Wendungen wie *Die löw mech noch d'r Dörpel platt*. Hier ist es dann von Vorteil, dass eine bildgerechte Übertragung ins Hochdeutsche folgt: „Sie nutzt mir die Treppenstufe zur Haustüre ab“, eine Aussage, die mit der anschließenden Erläuterung dann auch inhaltlich gefüllt wird: „Sie besucht mich zu oft“ (RW, S. 29). Wie die Artikel im Wörterbuch setzen sich nämlich auch die Artikel der Redewendungen aus drei Teilen zusammen: Redewendung, Übertragung und Erläuterung.

Auf die Sammlung von Redewendungen und Sprichwörtern folgt etwas ganz Besonderes. Die Autoren haben in Absprache mit den Familien der beiden Ortschaften Otzenrath und Spenrath die Spitznamen der Familienangehörigen ver-

zeichnet. Sie sind z.T. konkreten Personen zuordenbar, die auch namentlich genannt werden, so bei *Melznesch Schümmel* – „Willi Melzener hatte strohblonde Haare“ oder *Jröbnhötche* – „Schreiner Thelen, trug immer einen grünen Hut“. Ansonsten wird der Spitzname mit einer Erläuterung ergänzt: *Höpp Lena* – „gehbehinderte Frau“, *U-Böötche* – „kleine dicke Frau“. Einige wenige Spitznamen werden auch ausführlicher erläutert: *Entemetzger* – „ein Junge soll am Tönnespohl mit der Schleuder auf Enten geschossen und welche getötet haben. Er bestritt dies und sagte *„ech ben doch keene Entemetzger“*. Schon hatte er den Spitznamen weg.“

Das Wörterbuch als Museumskatalog

Bereits im Wörterbuchteil ist zu spüren, wie sehr die Autorengruppe Spaß daran hatte, mit den Beispielsätzen die



Das Hausmuseum in Hochneukirch

Sprache in Szene zu setzen und Einblick in den Alltag von Otzenrath zu geben. Die gegenstandsorientierte Perspektive, wie sie die Fülle an Substantiven zeigt, wird eingehend unterstützt durch das reichhaltige Bildmaterial, das Gegenstände aus dem Otzenrather Privatmuseum zeigt. Mit den vielfältigen Erläuterungen werden weiterreichende Informationen gegeben. Besonders sorgsam wird bei der Vermittlung alter Gegenstände vorgegangen, so dass das Wörterbuch – auch durch seinen reichhaltigen Anhang mit Redewendungen, Sprichwörtern und Spitznamen – eine wunderbare Ergänzung zum Hausmuseum Otzenrath-Hochneukirch darstellt. Das alles macht aus dem Wörterbuch auch einen mundartlich ansprechenden Museumskatalog, der aus lexikographischer wie auch museumskundlicher Sicht einen leider noch viel zu wenig genutzten Weg durch eine Ausstellung zeigt.

Die letzten Arbeiten am Otzenrather Wörterbuch stehen noch aus. Es wird gerade für die Drucklegung vorbereitet, so dass es 2018, herausgegeben vom Verein zur Pflege und Förderung der Mundart im Rhein-Kreis Neuss, veröffentlicht werden kann.

Anmerkungen

- 1 Vgl. <http://www.otzenrath-spenrath.de/Seite-umsiedlung.html> (abgerufen 03.04.2017)
- 2 Utzerother Platt, S. II
- 3 Utzerother Platt, S. II
- 4 Utzerother Platt, S. II
- 5 Utzerother Platt, S. II

Daor häff'e 'n grauten Satz maakt!

Grammatische Merkmale des münsterländischen Platt

von Markus Denkler

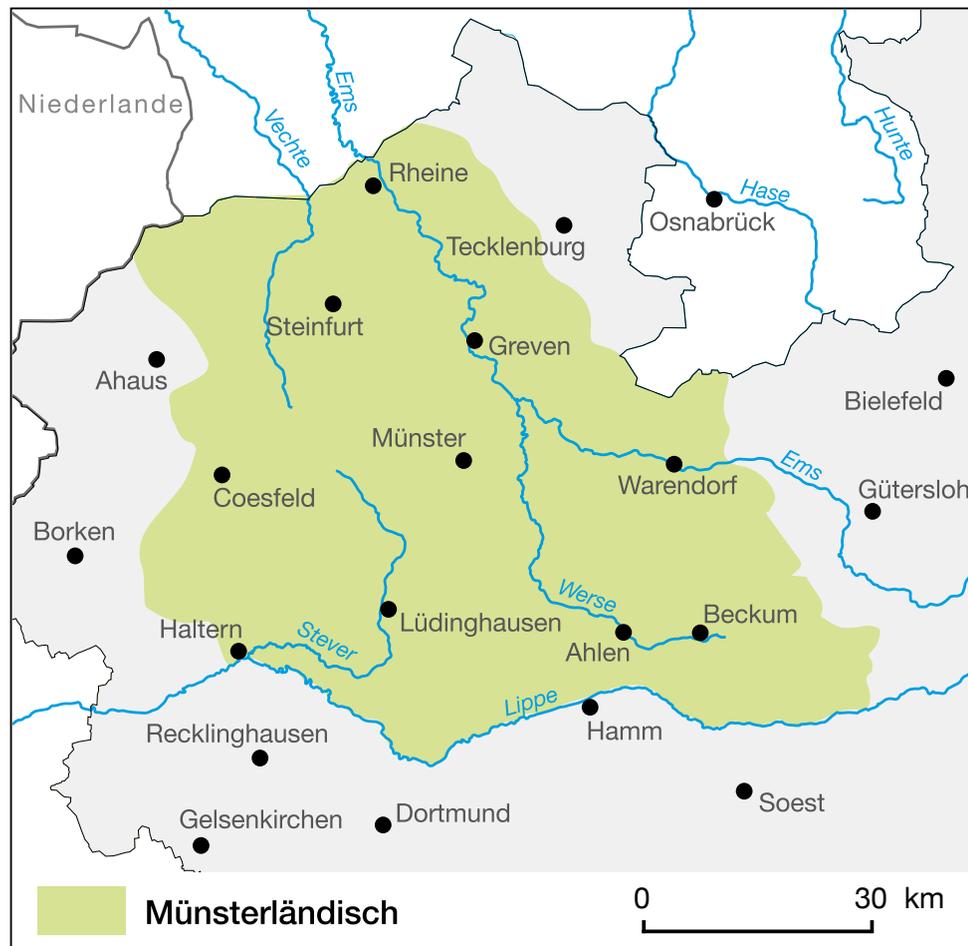
Der folgende Beitrag ist einem in diesem Jahr erschienenen Buch entnommen: „Das münsterländische Platt“ (Münster: Aschendorff, dort S. 65–70). Weiter unten (s. S. 98 in diesem Jahrgang) wird dieses Buch vorgestellt. (Die Redaktion)

Laowe gaohn!

Wenn münsterländische Plattsprecher zusammensitzen, es aber bald Zeit wird aufzubrechen, dann kann es sein, dass einer von ihnen sagt: *Laowe gaohn!* Das bedeutet soviel wie „Lasst uns gehen!“ Es handelt sich dabei also um einen Vorschlag zum gemeinsamen Handeln. Der Sprecher fordert nicht nur andere, sondern auch sich selbst auf, etwas zu tun. Dies nennt man „Adhortativ“. Wenn man sich den Satz genauer ansieht, fällt auf, dass er nicht ganz wie die hochdeutsche Entsprechung gebaut ist. Wort für Wort übersetzt käme man auf „Lassen wir gehen!“ Hier ist also eine Besonderheit zu finden. Diese Konstruktion ist unter anderem dadurch entstanden, dass sich die Plattsprecher an Vorbilder wie *Söllt we gaohn? Könnst we gaohn?* (‘Sollen wir gehen?’ ‘Können wir gehen?’) gehalten haben.¹

In dieser Aufforderungs-Konstruktion bildet *laowe* eine Einheit, man könnte auch sagen, *laowe* ist fast schon ein neues Wort geworden. Beide Bestandteile haben gehörig Federn gelassen, denn das ursprüngliche *laot't wi* wurde bereits stark abgeschwächt. Auf das Münsterland ist diese Konstruktion übrigens nicht beschränkt: Der bekannte Roman „Das verborgene Wort“ von Ulla Hahn beginnt mit dem rheinischen „Adhortativ“ *lommer jonn!*²

Man sieht also, dass die Grammatik einer Sprache kein unbewegliches System ist, das fest auf Grundsätzen der Logik beruhen würde. Es ist vielmehr so, dass sich die Grammatik beim Sprechen ausformt und dabei oftmals neu ausrichtet, denn beim Sprechen muss sie ja funktionieren. Die niederdeutschen Mundarten haben viele altertümliche und „natürliche“ grammatische Merkmale bewahrt, weil sie lange von dem erhobenen Zeigefinger der Sprachlehrer unbehelligt geblieben sind – sie galten ja lange insgesamt als grob und falsch. Allerdings sind in letzter Zeit viele dieser Merkmale aufgrund des hochdeutschen Einflusses stark rückläufig.³



Das münsterländische Platt

Seggen döht he nich viël...

Zu den aus mehreren Tätigkeitswörtern zusammengesetzten Konstruktionen gehören auch die mit *dohn* 'tun'. In der Schriftsprache wurden viele *tun*-Umschreibungen im Laufe der Zeit für falsch erklärt („Tun tut man nicht benutzen!“).⁴ In den meisten deutschen Mundarten sind Konstruktionen mit *tun* / *dohn* weiterhin gang und gäbe und erfüllen wichtige Funktionen, so auch im Münsterländischen.

Oft begegnet hier die auch im Hochdeutschen übliche Umschreibung mit der Grundform eines Tätigkeitswortes am Satzanfang. Sie dient dazu, das Tätigkeitswort besonders hervorzuheben. Hier einige Beispiele aus Romanen Augustin Wibbelts:⁵

Se hät mi't söwst seggt, un laigen döht se nich

(‘Sie hat es mir selbst gesagt, und lügen tut sie nicht!’)

Seggen döht he nich viël, owwer he is auk vör'n Dürwel nich bange
(‘Sagen tut er nicht viel, aber er ist auch nicht ängstlich’)

Eine zweite Funktion ist die, Handlungen und Geschehen auszudrücken, die man sich nur vorstellt. Die Formen *daih* und *daihen* (‘täte, täten’) sind hier Bestandteile von Konjunktiv-Umschreibungen, genauso wie es im Hochdeutschen mit dem *würde*-Konjunktiv gemacht wird:⁶

Ne, Anton, för so'n Käl äs du is de Rock to eng – äher daih he mi all passen
(‘Nein, Anton, für so einen Kerl wie dich ist der Rock zu eng – eher würde er schon mir passen.’)

för beide Deele wör et am besten, wenn se hiraoten daihen
(‘für beide Teile wäre es am besten, wenn sie heiraten würden.’)

Außerdem kann man mit einer *dohn*-Umschreibung auch einen bestimmten Handlungsverlauf ausdrücken, und zwar eine gewohnheitsmäßige, oft wiederkehrende Handlung (sogenannter „Habitualiv“). Diese Funktion kommt in den westfälischen Mundarten sehr viel häufiger vor als in den anderen niederdeutschen.⁷

Se daihen em Nats-Ohm heiten.
(‘Sie pflegten ihn Onkel Bernhard zu nennen.’)

Dat is gerade äs bi de Frau, wo Steffen in de Stadt bi iätten döht
(‘Das ist genauso wie bei der Frau, bei der Steffen in der Stadt für gewöhnlich isst.’)

Das Tätigkeitswort *dohn* begegnet einem im Münsterländischen an allen Ecken und Enden: *Wi doht us nich viël* heißt soviel wie ‘wir sind etwa gleich alt’. Benötigt man bei der Reparatur seines Fahrrades einen Schraubendreher, sagt man zu seinem Handlanger: *Do mi äs denn Schruwentrecker!* Bei Wibbelts lässt sich nachlesen, dass man für ‘das macht nichts’ *dat döht nicks* sagen kann.⁸

Van't Höltken up't Stöcksken

Von den Tätigkeitswörtern kommen wir nun zum *Stöcksken*: Zur Bildung der Verkleinerungsform (so genannter „Diminutiv“) gibt es im Münsterländischen die Endung *-ken*, die lautlich genau dem hochdeutschen *-chen* entspricht. Ein Äpfelchen ist also *en Äppelken*, wie im Hochdeutschen mit Umlaut. Allerdings gibt es zwei Besonderheiten in der Bildung der einzelnen Formen: Zum einen wird die Endung erweitert, wenn das Wort, das verkleinert werden soll, auf *-k* oder *-ch* endet. Sie lautet dann *-sken*. Hier tritt also ein *-s-* hinzu, das verhindert, dass Ausgangswort und Endung ineinander übergehen. Im münsterländischen Platt heißt es also *Stöcksken* ‘Stöckchen’ und *Wechsken* ‘kleiner Weg’.⁹

Zum anderen hat die Mehrzahlform eine Besonderheit: Hier wird nicht etwa

eine Mehrzahl-Endung an *-ken* angehängt, sondern die Verkleinerungs-Endung *-ken* gegen *-kes* ausgetauscht. Es heißt also *een Baimken / twee Baimkes* 'ein Bäumchen / zwei Bäumchen' – im Hochdeutschen werden Einzahl und Mehrzahl bei den Verkleinerungsformen gar nicht unterschieden. Dinge oder Menschen, die mit einer Verkleinerungsform benannt werden, sind natürlich nicht immer besonders klein. Oft wird damit nämlich ein gefühlsbetonter Bezug, oder sagen wir: besondere Wertschätzung, ausgedrückt: *Nu kann ick wull'n Gläskén Beer bruken*.

Eine Verkleinerungs-Endung kann nicht nur an Hauptwörter gehängt werden, sondern auch an Grüße: Im Münsterländischen konnte man sich früher beispiels-

weise mit *adjüskés* verabschieden. Die Endung *-kes* macht aus *adjüs* allerdings keinen „kleinen“ Abschiedsgruß, sondern fügt eine Prise Vertrautheit und Ungezwungenheit hinzu. Bei den Hauptwörtern steht *-kes* ja für die Mehrzahl, hier wird diese Variante aus Gründen der klanglichen Harmonie verwendet. – Neben dem Abschiedsgruß *gudd gaohn* war im Münsterländischen auch *adjüs* verbreitet. *Adjüs* ist vermutlich aus dem spanischen *adios* entlehnt und über die Seemannssprache und Norddeutschland nach Westfalen gekommen. Letzten Endes geht er auf das lateinische *ad deum* zurück, was soviel wie 'Gott befohlen' bedeutet. Im Ersten Weltkrieg wurde *adjüs* „ausgetilgt“: Durch eine regelrechte „Kriegshetze“ wurden zahlreiche Fremdwörter ungebräuchlich, un-



Bis vor einigen Jahren präsentierte sich die Gemeinde Wettringen im Kreis Steinfurt als *dat Hiärtken van de Welt* ('das Herzchen der Welt').

ter anderem der Abschiedsgruß *adieu* und viele damit verwandte Formen.¹⁰

Die Mehrzahl der Wörter

Das letzte grammatische Merkmal, das hier thematisiert werden soll, ist die Bildung der Mehrzahl bei den Hauptwörtern. Dabei geht es nicht um eine umfangreiche Auflistung, sondern um zwei Besonderheiten, eine gesamt-niederdeutsche und eine rein münsterländische Besonderheit.

Im Niederdeutschen kommt es nur sehr selten vor, dass sich die Einzahl- und die Mehrzahlform von Hauptwörtern nicht unterscheiden. Im Hochdeutschen gibt es zahlreiche Fälle, wie *Meißel*, *Kuchen* oder *Eimer*. Im Niederdeutschen gibt es nämlich das charakteristische Mehrzahl-*s*, das hier oftmals aushilft. Beispiele aus dem Münsterländischen sind *Fensters* (oder *Fäästers*) und *Liëpels* ('Fenster, Löffel'). Teilweise tritt das *s* auch zusammen mit dem Umlaut auf, wie in *Gäärens* oder *Wiägens* ('Gärten, Wagen').¹¹

Man kann also festhalten, dass das Haupteinsatzgebiet des Mehrzahl-*s* im Münsterländischen zweisilbige Wörter

sind, die auf *-el*, *-en* oder *-er* enden. Das Mehrzahl-*s* kommt aber auch bei Personenbezeichnungen vor: Im münsterländischen Platt sagt man *Däärn*s, *Käärl*s, *Süsters* und *Bröers* ('Mädchen, Kerle, Schwestern, Brüder'). Das *s* kann also auch an einsilbige Hauptwörter gehängt werden. Verstreut und eher im Westen des Münsterlandes kommen außerdem *Faders* oder *Faars*, *Döçters* und *Süöns* vor ('Väter, Töchter, Söhne'). Bei *Häärn*s und *Kinn*ers ('Herren, Kinder') wird das Mehrzahl-*s* mit noch einer weiteren Endung kombiniert. Die Anwendung der Mehrzahl-Endung bei all diesen Wörtern ist inhaltlich bestimmt, es sind allesamt Wörter für Menschen.¹²

Eine Besonderheit des Münsterländischen ist die häufige Verwendung der Endung *-e* für Mehrzahlformen. Sie kommt bei vielen Wörtern vor, die ansonsten die Mehrzahl mit *-er* bilden, also vor allem bei sächlichen Hauptwörtern: *Düörpe*, *Döke*, *Fiäte*, *Glase* / *Gliäse*, *Hüse* ('Dörfer, Tücher, Fässer, Gläser, Häuser'). In dem Gebiet, in dem das *-e* am Wortende regelmäßig schwindet, haben diese Wörter keine Mehrzahl-Endung: *Düörp*, *Döök*, *Fiät*, *Glaas* / *Gliäs*, *Hüüs*.¹³

Zitierte Literatur

- Beckmann, Werner (1990): Zum Gebrauch des Verbs *dohen* „tun“ bei Augustin Wibbelt. In: Augustin Wibbelt-Gesellschaft. Jahrbuch 6, S. 58–76.
- Dammel, Antje / Markus Denkler (i. Vorb.): Zur Reorganisation modulativer und additiver Pluralmarker in westfälischen Dialekten und im Luxemburgischen am Beispiel des er-Plurals. In: Christen, Helen u. a. (Hgg.): Räume – Grenzen – Übergänge. Akten des 5. Kongresses der Internationalen Gesellschaft für Dialektologie des Deutschen an der Universität Luxemburg. Stuttgart.
- Davies, Winifred V. / Nils Langer (2006): The Making of Bad Language. Lay Linguistic Stigmatisations in German: Past and Present. Frankfurt am Main u. a.
- Denkler, Markus (2009): Zur Konkordanz des Umlauts beim -er-Plural in den westfälischen Dialekten. In: Niederdeutsches Wort 49, S. 91–101.
- Dingeldein, Heinrich J. (1983): Spezielle Pluralbildungsverfahren in den deutschen Dialekten. In: Besch, Werner et al. (Hgg.) (1983): Dialektologie. Ein Handbuch zur deutschen und allgemeinen Dialektforschung. 2. Halbbd. Berlin New York, S. 1196–1202.
- Elmentaler, Michael / Felix Borchert (2012): Niederdeutsche Syntax im Spannungsfeld von Kodex und Sprachpraxis. In: Robert Langhanke u. a. (Hgg.): Niederdeutsche Syntax. Hildesheim u. a., S. 101–135.
- Erben, Johannes (1961): Lasst uns feiern / Wir wollen feiern! In: Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur 82, S. 459–471.
- Fischer, Annette (2001): Diachronie und Synchronie von auxiliärem *tun* im Deutschen. In: Sheila Watts u. a. (Hgg.): Zur Verbmorphologie germanischer Sprachen. Tübingen, S. 137–154.
- Grimme, Hubert (1922): Plattdeutsche Mundarten. 2. Aufl. Leipzig.
- Hahn, Ulla (2001): Das verborgene Wort. Roman. Stuttgart München.
- Jellinghaus, Hermann (1884): Zur Syntax der westfälischen Volkssprache. In: Zeitschrift für deutsche Philologie 16, S. 88–96.
- Jordan, Sabine / Christian Fischer (2003): Zur Diminutivbildung im Westfälischen. In: Niederdeutsches Wort 43, S. 85–97.
- Keseling, Gisbert (1968): Periphrastische Verbformen im Niederdeutschen. In: Niederdeutsches Jahrbuch 91, S. 139–151.
- Kürschner, Sebastian (2008): Semantische Konditionierung in der Pluralallomorphie deutscher Dialekte. In: Franz Patocka / Guido Seiler (Hgg.): Dialektale Morphologie, dialektale Syntax. Wien, S. 141–156.
- Paraschkewoff (1972): Frz. *ade*, *adieu* und nd. *ad-jus*, in: Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur 93, S. 299–307.
- Prause, Karl (1930): Deutsche Grußformeln in neuhochdeutscher Zeit. Breslau.
- Schürmann, Thomas (1994): „Adieu“ und „tschüs“ im Deutschen. In: Muttersprache 104, S. 260–270.
- Weber, Thilo (2012): Neue Fragen an alte Daten. Niederdeutsche Syntaxgeographie auf der Grundlage von Zwirner- und DDR-Korpus. In: Robert Langhanke u. a. (Hgg.): Niederdeutsche Syntax. Hildesheim u. a., S. 157–179.
- Wells, C. J. (1990): Deutsch: Eine Sprachgeschichte bis 1945. Tübingen.
- Wibbelt, Augustin (1998): De Strunz. Ne Industrien Buern-Geschicht ut'n Mönsterlanne. 7. Aufl. Bearb. von Hans Taubken. Münster.
- Wibbelt, Augustin (2002): Wildrups Hoff. Eine Erzählung in Münsterländer Mundart mit der Fortsetzung Mariechen Wildrups. 12. Aufl. Bearb. von Hans Taubken. Münster.
- Wibbelt, Augustin (2009): De lärfschopp. Erzählung in Münsterländer Mundart. 7. Aufl. Bearb. von Hans Taubken. Bielefeld.
- Wibbelt, Augustin (2011): Dat veerte Gebott. Erzählung in Münsterländer Mundart. 7. Aufl. Bearb. von Hans Taubken. Bielefeld.
- WWB = Westfälisches Wörterbuch. Hg. von der Kommission für Mundart- und Namenforschung Westfalens. Beiband. Neumünster 1969. Bd. 1–3 (A–L). Neumünster 2011–2015.

Anmerkungen

- 1 Vgl. auch Erben (1961, 463f.); Jellinghaus (1884, 89). Diese Form des Adhortativs ist zuerst im Niederländischen belegt. Sie ist wohl auch vom älteren Typus gehen wir beeinflusst.
- 2 Hahn (2001, 7).
- 3 Vgl. z. B. Elmentaler / Borchert (2012).
- 4 Vgl. Davies / Langer (2006, 211–224).
- 5 Wibbelt (1998, 78; 2002, 25, 32; 2009, 67; 193).
- 6 Vgl. Beckmann (1990, 66f.), Fischer (2001, 143f.), Keseling (1968, 146–149).
- 7 Vgl. Fischer (2001, 149), Grimme (1922, 126), Weber (2012, 165).
- 8 Vgl. WWB (2, 170–175); Wibbelt (2011, 205).
- 9 Vgl. Jordan / Fischer (2003).
- 10 Vgl. Paraschkewoff (1972, 303f.); Prause (1930, 95); Schürmann (1994, 263f.); Wells (1990, 311); Wiese (2006, 470f.); WWB (1, 32f.).
- 11 Vgl. Dingeldein (1983, 1200).
- 12 Vgl. WWB (1, 1256f.; 2, 101, 145, 525; 3, 562); außerdem Kürschner (2008, 151–153).
- 13 Vgl. Dammel / Denkler (i. Vorb.), außerdem Denkler (2009).

2016: Das Jahr der limburgischen Dialekte

von Ton van de Wijngaard

Der limburgische Dialekt gilt bei den Einwohnern der niederländischen Provinz Limburg heute als eines der besonders charakteristischen Elemente ihrer kulturellen Identität. Aber die Hinwendung zum limburgischen Dialekt ist nicht erst in jüngerer Zeit erfolgt.

Im 19. Jahrhundert waren es beispielsweise die „Société Dramatique de Ruremunde“ in Roermond und die „Sociëteit Momus“ in Maastricht, die sich schon früh für den eigenen Dialekt interessierten. Es kann deshalb auch nicht verwundern, dass schon in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts eine provinzweite Vereinigung mit dem Ziel gegründet wurde, den Gebrauch des limburgischen Dialekts und das Interesse daran zu fördern: Veldeke Limburg. Einer der Aspekte, die bei der Gründung eine Rolle spielten, war die Angst vor dem Verschwinden des Dialekts. Die wiederum hing eng mit der Entwicklung der Steinkohleförderung in Süd-Limburg zusammen, in deren Folge sich eine große Anzahl von Menschen aus anderen Teilen der Niederlande, vor allem aber aus dem Ausland, in der Provinz Limburg niederließ.

Die Anfänge der Vereinigung Veldeke Limburg reichen bis in das Jahr 1926 zurück, als Ziel wurde damals die „Pfleger und Förderung“ („instandhouding en bevordering“) der limburgischen Dialekte formuliert.¹ Der Name verweist auf den Dichter Hendrik van Veldeke (Heinrich von Veldeke), der im 12. Jahrhundert im Maasland geboren wurde, wo er auch Teile seines literarischen Werkes schuf. Der Name „Veldeke“ ist jedoch auch ein Akronym: „Voor Elk Limburgs Dialect Een Krachtige Eenheid“ („Für jeden limburgischen Dialekt eine kraftvolle Einheit“). Veldeke Limburg bestand 2016 also 90 Jahre, und das war u. a. der Anlass, dieses Jahr zum „Jahr der limburgischen Dialekte“ (auf Limburgisch: „*Jaor van de Limburgse dialekte*“) auszurufen. Das ganze Jahr hindurch wurden Aktivitäten organisiert, die das Limburgische in besonderer Weise in den Fokus rückten.²

Der Anstoß zum *Jaor van de Limburgse dialekte* erfolgte schon Ende 2014. Da wurde das Projekt im Rahmen einer Zusammenkunft bei der Media Groep Limburg in Sittard, die die regionalen Tageszeitungen Dagblad De Limburger und Limburgs

Dagblad herausbringt, bekanntgegeben. Eine der Aktivitäten, die bei dieser Gelegenheit gestartet wurde, zielte darauf, bekannte Personen aus der (limburgischen) Wirtschaft, Politik und Wissenschaft darauf anzusprechen, ob sie sich als „Botschafter“ („ambassadeur“) des Limburgischen zur Verfügung stellen wollten. Die Reaktionen waren äußerst positiv: Am Ende des Jahres 2015 umfasste die Liste der limburgischen Dialektbotschafter und -botschafterinnen mehr als 125 Namen. Sie setzten sich 2016 dafür ein, das Limburgische einem großen Publikum näherzubringen. Mit einigen von ihnen wurden kurze Interviews geführt, in denen sie ihr Verhältnis zum Limburgischen darlegten. Die Interviews sind auf einem speziellen YouTube-Kanal zu finden, der im Zusammenhang mit dem Jubiläum eingerichtet wurde.

Den Beginn des Jubiläumsjahres markierte ein Festabend in Roermond am

21. Februar 2016. An diesem Abend wurde der Gouverneur von Limburg, Drs. Theo Bovens, zum Schirmherrn der Vereinigung ernannt. Dem Gouverneur entspricht in NRW der Ministerpräsident.

Im Rahmen dieser Feier wurde ein Buch präsentiert, das Luc Wolters aus Anlass des 90-jährigen Jubiläums geschrieben hat. Es thematisiert die Vereinsgeschichte, aber auch die Entwicklung, die das Limburgische in den letzten hundert Jahren durchgemacht hat. Sie reicht von *„taaltje van het lagere volk“*³ bis hin zum allgemein anerkannten Kommunikationsmedium, als das sich das Limburgische gegenwärtig zeigt. In das Buch wurden auch Texte aufgenommen, die als repräsentativ gelten können für die limburgische Literatur in denjenigen Perioden, die im Buch beschrieben werden.

Am 21. Februar feierte außerdem die Theaterproduktion *„Limburgere 2.0“* Pre-

Im Theaterstück „Limburgere 2.0“ lernen vier Studenten, die nicht aus Limburg stammen, auf humorvolle Weise die Provinz Limburg mit ihren Traditionen und Bräuchen kennen.



miere. Diese musikalische Theatertour ließ auf farbenfrohe Weise sehen, was Limburg ist, wie Limburger miteinander umgehen und welche bemerkenswerten Traditionen, Dialektunterschiede, Werte und Normen sowie Bräuche und kulinarischen Gewohnheiten die Limburger pflegen.

Im Mai des Jahres wurde die Webseite www.limburgsewoordenboeken.nl freigeschaltet. Beim ersten Blick handelt es sich um eine Homepage, auf der die digitalen Versionen limburgischer Dialektwörterbücher zu finden sind. Aber die Webseite bietet mehr: Alle Wörter und Beispielsätze können nämlich auch abgehört werden. Das Dialektwörterbuch von Thorn wurde als erstes auf diese Weise zugänglich gemacht, aber es besteht die Absicht, dass in Zukunft weitere Dialektwörterbücher über diese Webseite erschlossen werden.

Vortragswettbewerb für Kinder 2016: die Gewinner.



In demselben Monat wurden auch die Ergebnisse einer großangelegten Untersuchung zum aktuellen Gebrauch des Limburgischen publiziert, die die beiden genannten Tageszeitungen zusammen mit dem Forschungsbüro Fly Catcher durchgeführt hatten. Und die Resultate konnten sich sehen lassen: 79 Prozent der Befragten gaben an, gut oder hervorragend Limburgisch zu sprechen, und 96 Prozent meinten, dass für sie das Limburgische das markanteste Element der limburgischen Kultur sei.⁴

Ende Mai fand ferner das provinzwweite Finale des Vortragswettbewerbs für Kinder statt, das in diesem Jahr eine besonders festliche Note hatte. Bei diesem Wettbewerb tragen Kinder im Alter zwischen sechs und zwölf Jahren ein Gedicht in ihrem Dialekt vor. Dem Finale auf Provinzebene gingen einige lokale Wettbe-

werbe voraus, beispielsweise in Kerkrade, Weert, Echt-Susteren und in Venlo. Die örtlichen Gewinner, aufgeteilt auf drei Altersgruppen, nahmen dann im Mai am Finale in Panningen teil.

Anfang Juni wurde in Kooperation mit den limburgischen Zeitungen und dem regionalen Radio- und Fernsehsender L1 das Ergebnis der Wahl des schönsten limburgischen Wortes und der schönsten Wendung veröffentlicht. Zunächst hatte eine Jury eine Auswahl von Wörtern und Wendungen zusammengestellt, die von Limburgern und Limburgerinnen eingeschickt worden waren. In einem zweiten Schritt wurden aus dieser Liste die schönsten Wörter und Wendungen per Abstimmung ermittelt. Schönstes Wort⁵ wurde schließlich *fispermölle* 'basteln', eine Bezeichnung, die auch im Rheinland gut bekannt ist. Danach folgten *verschangelere* 'verpfuschen, vermurksen' und *Swegelsteckske* 'Streichholz'. Auf Platz eins der schönsten limburgischen Wendungen landete *ferdig wie e Kemmüniejäske* 'totmüde' (wörtlich 'fertig wie ein Kommunionjäckchen'). Aus den schönsten hundert Wörtern und dreißig Wendungen wurde ein Büchlein zusammengestellt, das u. a. im Rahmen einer Ausstellung, die in den Monaten danach durch die Provinz wanderte, kostenlos zu bekommen war. Die Ausstellung trug den Titel *„Greuts op Limburg“* ('stolz auf Limburg')⁶ und befasste sich neben dem Dialekt u. a. auch mit den schönsten Speisen, zudem mit der Musik sowie mit einzelnen Orten in Limburg.



Das Büchlein mit den hundert schönsten Dialektwörtern und den 30 schönsten Wendungen im Dialekt.

Im Juni erschien auch die Maastrichter Übersetzung der Biographie von André Rieu (der ja aus Maastricht stammt), der Titel lautete *„Miene muziek, mie leve“* („Meine Musik, mein Leben“). Die Übersetzung des von seiner Frau Marjorie geschriebenen Buches hatte die Maastrichter Veldeke-Abteilung übernommen: *„Veldeke Mestreech“*. André Rieu war übrigens auch einer der Botschafter des *Jaor van de Limburgse dialekte*.

In der zweiten Hälfte des Jahres 2016 fanden die Aufnahmen für eine Soap-Serie und für einen Spielfilm statt, die speziell für und von Jugendliche/n aus Limburg

gemacht wurden. Themen wie Liebe, Drogen, Mobbing, Studium, Ambitionen und Neid standen im Mittelpunkt der achtteiligen Soap-Serie und des auf deren Basis entstandenen Films, aufgenommen im limburgischen Dialekt. Die Aufnahmen für den Film, der den Titel „*PLAT!*“ erhielt, wurden im Blariacumcollege in Blerick gemacht. Die Film Premiere fand am 13. Februar 2017 in einem Kino in Echt statt.

Im letzten Teil des Jahres standen dann vor allem Kongresse im Mittelpunkt. Am 19. November organisierte Veldeke Limburg zusammen mit seinem belgisch-limburgischen Pendant, der „*Vereniging voor Limburgse Dialect- en Naamkunde*“, einen Kongress im Schloss von Groot Bugenum (Grathem), Themen bildeten die Dialektforschung und die Dialektkultur in Limburg. Referenten aus Belgien und aus den Niederlanden gingen in ihren Beiträgen genauer auf beide Themen ein.

An verschiedenen Universitäten im In- und Ausland wird das Limburgische derzeit erforscht. Der „*Raad veur 't Limburgs*“, ein von der limburgischen Administration eingesetzter Beirat, richtete am 14. Dezember in Maastricht einen Kongress aus, auf dem vor allem junge Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen über die Ergebnisse ihrer Forschungen zu den limburgischen Dialekten berichteten.

Die verschiedenen Dialekte, die innerhalb der Grenzen der Provinz Limburg gesprochen werden, sind im Laufe der Jahre in Dutzenden Dialektwörterbüchern doku-

mentiert worden. Das Symposium, das am 17. Dezember im „Limburgs Museum“ in Venlo ausgerichtet wurde, lenkte die Aufmerksamkeit auf die Vielzahl der Formen, die dabei zu beobachten waren und sind: Natürlich noch immer vor allem in Form von Büchern, aber in zunehmendem Maße auch digital. Ein schönes Beispiel für letzteres ist „*Mestreechter Taol*“ („Maastrichter Sprache“), eine Webseite mit dem digitalen Wörterbuch von Maastricht, die zudem aber auch ein Reimwörterbuch und ein etymologisches Wörterbuch umfasst und die über eine App auch mit dem Handy zu benutzen ist.⁷

Auf dem Symposium in Venlo wurde auch die digitale Version des „*Woordenboek van de Limburgse Dialecten*“ (WLD) vorgestellt.⁸ Das WLD beschreibt den dialektalen Wortschatz der Provinzen Niederländisch- und Belgisch-Limburg. Die Druckfassung ist zwischen 1983 und 2008 publiziert worden und umfasste 39 Lieferungen.

Veldeke Limburg ist in eine Vielzahl lokaler Abteilungen untergliedert, dies sind die *kringen* 'Kreise'. Es gibt sie z. B. in Maastricht, Heerlen, Venlo und Sittard, aber auch in kleineren Orten wie Valkenburg und Echt. Diese *kringen* organisieren vor allem Aktivitäten im engeren Umkreis, die dann auch an erster Stelle für die eigenen Mitglieder bestimmt sind. Die Aktivitäten reichen von der Veranstaltung eines Dialektabends über die Aufführung von Theaterstücken bis zur Herausgabe von Publikationen im eigenen Dialekt. Im Rahmen des *Jaor van de Limburgse Dialek-*

te wurden entsprechend auch auf örtlicher Ebene Veranstaltungen organisiert. Der Veldeke-krink Venlo beispielsweise nutzte das *Jaor van de Limburgse Dialekte*, um eine überarbeitete und erweiterte Auflage des Venloer Wörterbuchs herauszubringen. Und auch in Kerkrade erschien, als Initiative einer örtlichen Arbeitsgruppe, im Jahr 2016 ein neuer, beträchtlich erweiterter Druck des Kerkrader Wörterbuchs (*D'r nuie Kirchröadsjer Dieksiejoneer*).

Veldeke Limburg hat augenblicklich rund 2800 Mitglieder, und deren Zahl steigt noch immer. Auch das lässt deutlich werden, wie viel den Limburgern an ihrem Dialekt gelegen ist. Die Furcht, das

Limburgische könne bald verschwinden, ist momentan auch nicht aktuell. Die Resultate der oben genannten Erhebung zur Verwendung des Dialekts aus dem Jahr 2016 bestätigten das noch einmal. Aber der Fokus muss ständig auf das Limburgische gerichtet bleiben, und vor allem die Jugendlichen müssen weiterhin davon überzeugt sein, dass die Kompetenz, Dialekt zu sprechen, für sie einen Mehrwert hat. Nur dann wird der Dialekt wieder weitergegeben an die folgenden Generationen. Soziale Medien wie Facebook und Twitter können hier, wie aus der genannten Untersuchung ebenfalls hervorging, eine bedeutende Rolle spielen.

Anmerkungen

- 1 Zeitschrift Veldeke, Jahrgang 1, Nr. 1 (August 1926)
- 2 Weitere Informationen über die Provinz Limburg und über das Limburgische sind zu finden in: Georg Cornelissen: Limburgisch. Ein Dialekt feiert Geburtstag (2016). In: Alltag im Rheinland 2016, S. 45-51.
- 3 „taaltje“ lässt sich nur schwer übersetzen, vielleicht hier als ‚minderwertige Sprache‘. Das „taaltje van het lagere volk“ wäre also ‚minderwertige Sprache unterer Bevölkerungsschichten‘.

- 4 Dagblad De Limburger und Limburgs Dagblad, 23. Mai 2016.
- 5 Die Schreibung folgt hier den Regeln des Deutschen. Die limburgischen Verschriftungen waren *fiespernölle*, *versjangelere*, *zwegelsjekske*, *vaerdig wie e kemmaiejeske*.
- 6 Das limburgische *greuts* könnte man im Rheinland *gröts* oder *gröötz* schreiben.
- 7 <http://www.mestreechertaol.nl/>
- 8 <http://e-wld.nl/>

Sounds of Heimat – Zuhause geht ins Ohr

von Gabriele Dafft

Was hat das Tuckern der Schiffe auf dem Rhein mit Fangesängen oder Regenprasseln gemein? Warum widmet sich eine Ausstellung dem fröhlichen Stimmengewirr in der Fußgängerzone, dem behäbigen Schlagen von Omas alter Uhr oder den piependen Türen eines ICE, der den Kölner Bahnhof verlässt? Es geht um

»Sounds« – um Geräusche, Klänge, Töne oder Songs – und wie sich in ihnen ein Stück Heimat spiegelt. Diesen Zusammenhängen kommt das aktuelle Ausstellungsprojekt des LVR-Instituts für Landeskunde und Regionalgeschichte (ILR) auf die Spur. In Interviews haben Menschen erzählt, was für sie Heimat bedeutet, inwieweit

sich Heimat überhaupt hören lässt und mit welchen Geräuschen oder Klängen ihre ganz individuellen Heimatvorstellungen verbunden sind. Die Interviewpartnerinnen und -partner berichten von Geräuscherinnerungen aus der Kindheit oder Klangkulissen der Gegenwart, von verlorenen und wiederentdeckten Tönen, vom vertrauten „Grundrauschen“ des Alltags oder von Hörerlebnissen im Freundeskreis. All diese Soundgeschichten bekommen buchstäblich ein Gesicht, denn die Ausstellungstafeln zeigen die Beteiligten in großformatigen Fotoporträts, Texte vermitteln schlaglichtartige Einblicke in die Interviews und über QR-Codes lassen sich Tondateien aufrufen, welche die »Sounds of Heimat« noch erlebbarer machen.

Die Porträtserie ist in Köln entstanden, zum Beispiel vor einem Schiffsanleger am Rhein, in der belebten Fußgängerzone, im privaten Wohnumfeld, in einem kleinen Plattenladen oder auf dem Südturm des Kölner Doms. Die Wahl dieser Settings ist natürlich kein Zufall, denn das Foto sollte die Brücke zum »Sound« schlagen, von dem die Protagonisten erzählen. Oft stellte sich dabei heraus, dass sich Heimat zwar nicht ohne weiteres auf ein einzelnes Geräusch reduzieren lässt, dass sich aber sehr wohl ein ganz bestimmter Sound auswählen lässt, der für das Heimatbild der Befragten eine zentrale Bedeutung hat. Die Qual der Wahl hatten nicht nur Protagonisten mit einer ‚bewegten‘ Bio-



Ausstellungstafeln zeigen Porträts, Soundgeschichten und QR-Codes mit Soundbeispielen

Der vertraute Klang der Sprache



Der Klang des „Dicken Pitter“

grafie, die mit »Heimat« mehrere Orte verbinden, sondern auch ein überzeugter »kölsche Jung« wie Markus L. Für ihn war klar, dass sein Sound ausgeprägten lokalen Bezug haben musste und da gibt es – wie er sagt – »unzählige Möglichkeiten«, von der FC-Hymne im Stadion über einzelne Karnevalslieder bis hin zum Glockenspiel des Rathauses. Besonders gefällt ihm aber ein Klang, der direkt auf das Kölner Wahrzeichen schlechthin verweist, den Kölner Dom mit seinem »Dicken Pitter«, der großen Glocke, die nur zu bestimmten Anlässen läutet.

Auch viele andere Sounds in der Ausstellung docken an einen mal mehr, mal weniger konkreten Ort an, mit dem sich die Interviewpartner verbunden fühlen. So wird das Tuckern der Schiffe auf dem Rhein für Wolfgang W. zum hörbaren Symbol für seine Wahlheimat Bonn und der Klang eines 7/8-Taktes nimmt die in Sarajewo geborene Kölnerin Dzenita Sch. »in Gedanken mit auf den Balkan«,

obwohl sie sich auch im bunten Kölner Alltag mit seiner internationalen Straßenmusikszene zu Hause fühlt. Dagegen löst die Ansage der Kölner U-Bahnstation »Hansaring« für Manja Sch. bei weitem nicht dieselben Gefühle aus wie der Berliner „Elsterwerdaer Platz“, an dem ihre Mutter wohnt und wo sie aufgewachsen ist. »Aber das kann ja noch kommen«, meint Manja, schließlich wohne sie erst seit zweieinhalb Jahren in Köln.

Andere »Sounds« sind weniger eindeutig räumlich zu verorten und verweisen eher auf soziale Aspekte: Auf ein besonderes Lebensgefühl – repräsentiert durch das lebhafte Stimmengewirr von gut gelaunten Menschen auf den Straßen oder auf enge familiäre Bindungen, die das Gefühl von Heimat auslösen, wie das Beispiel vom vertrauten Ticken der Uhr der Großmutter zeigt. In der Ausstellung lassen sich sehr individuelle Geräusche entdecken. Eines der ungewöhnlichsten steckt möglicherweise im Porträt von Hellen V. Sie steht unter einem Regenschirm, dicke Wassertropfen prasseln darauf. Ihre bewegende Geschichte verrät, warum das Geräusch von Regen sie an ihre Kindheit im Nordirland erinnert, aus dem sie als junge Frau geflohen ist.

Auch formalästhetisch gehen die Porträtaufnahmen einen eher ungewöhnlichen Weg: Um den Fokus auf das Hören zu richten, sind alle Porträtierten mit geschlossenen Augen fotografiert



Wie ein „Porträt“ im Regen entsteht

worden. Ergänzt werden die Ausstellungstafeln durch dreidimensionale Objekte – klingende Kartons, auf und in denen sich weitere Sound- und Hei-

matgeschichten entdecken lassen. Sie machen bewusst, dass Heimat oft mit vertrauten, alltäglichen Geräuschen zu tun hat. Wobei diese Geräusche nicht



„Soundkartons“ mit Klangmodul und weiteren Geräuscherinnerungen

zwangsläufig angenehm sein müssen, auch der zuweilen nervige nächtliche Lärm im Ausgeviertel vor der Haustür kann zur Klangkulissee werden, die ein wohliges Heimatgefühl auslöst.

»Sounds of Heimat« ist Teil der Reihe »Wo ist dann meine Heimat ...?«. Dahinter steht ein Projekt, welches das LVR-Institut mit wechselnden Kooperationspartnern – Schulen, Museen und anderen Institutionen – seit fünf Jah-

ren immer wieder ergänzt und variiert. Und da Heimat viele verschiedene Facetten hat, wechseln auch die Schwerpunkte der Ausstellung. Bisher ging es zum Beispiel um »Heimat in einem interkulturellen Stadtviertel«, um den Zusammenhang zwischen Essen und Heimat oder – unter der Frage »Woran glaubst du?« – um die mentale Heimat. (s. Alltagskultur im Rheinland 2015, S. 12–17). Ziel des Projektes ist es, Vielfalt abzubilden und auf empirischer Basis Antworten auf die Fragen zu finden: Wie funktioniert Heimat in einer zunehmend interkulturellen Welt? Was braucht es, damit sich Menschen an einem Ort oder in einer Gemeinschaft zuhause fühlen?

Die Ausstellung »Sounds of Heimat« ist bisher in Köln-Deutz im LVR-Haus/InfoKom und beim Deutzer Straßenfest im Bistro der Rheinischen Versorgungskassen gezeigt worden. Geplant ist, das Projekt »Sounds of Heimat« zu erweitern. (s. auch S. 104)

Dialekt und Regiolekt im Kartenbild

Raumstrukturen in der Regionalsprache des Rheinlands

von Georg Cornelissen

Dialekt und Regiolekt

*Die letzden vier Weken vör Kressdaach, du word vööl jebacken un jebasdelt. On wer Keenger, wer mossden et oves emmer fröh ent Bett. En do dorften wer dann Leder on Jeddichte för et Kresskengken sengen.*¹

Eine Geschichte vom Weihnachtsfest früher, mit dem Tonbandgerät aufgenommen, im Anschluss dann verschriftet; die Erzählerin spricht Solinger Platt. Jede/r in Solingen wird die Sprachform als Platt (= Dialekt oder Mundart) identifizieren, niemand wird sie mit dem Regiolekt oder mit dem Standarddeutschen verwechseln. – Ein anderes Beispiel, wieder geht es um ein Weihnachtsfest vor dem Zweiten Weltkrieg:

*Et woë dann ovends sehr heimelich zehem. Da wuëd der Uove woë schön jestocht, manschmo woë der su richtich roodjliënd, un da wuud-och noch lang et Lich jespaat, da wuët-at Oëvendsdüesche opjemaat, damed-et doo e bessje erinlüëtet in der Raum, dat mer e bessje soh.*²

Der Erzähler dieser Geschichte im Dialekt stammt aus Linnich. Beide Texte

sind in der Dokumentation „Das rheinische Platt. Eine Bestandsaufnahme“ zu finden.³ Das Linnicher Platt geht wie das Solinger Platt auf die Sprache der Franken zurück, die im Anschluss an die Römerzeit das Rheinland besiedelten. Im Laufe der Zeit entwickelten sich überall Ortsdialekte, wie man sie bis auf den heutigen Tag hören kann. Im Osten des Rheinlands, beispielsweise in Radevormwald, sind auch schon deutliche Anklänge an das westfälische Platt zu hören. Die Dialekte des Rheinlands lassen sich mit Hilfe ihres Wortschatzes, ihres Lautstandes und ihrer grammatischen Regeln und Varianten klar beschreiben; es sind, in der Begrifflichkeit der Linguistik, „diskrete Varietäten“.

Dagegen handelt es sich beim Regiolekt im Rheinland um eine regional geprägte Form des Alltagsdeutschen, er wird sowohl von Menschen mit als auch von Menschen ohne Dialektkompetenz gesprochen. Der Regiolekt ist im Rheinland im mittleren Bereich zwischen Dialekt und Standarddeutsch angesiedelt, schließt sich aber dem Standard an und ist Teil eines Kontinuums Regiolekt-Standard. Viele dialektale Eigenheiten tauchen im Regio-

lekt überhaupt nicht auf (s. Möller 2013; Cornelissen 2014).

Dat bissken/bissjen Haushalt

Eine Merkformel für den Regiolekt bzw. für die Regiolekte zwischen Emmerich und Eifel könnte lauten: „*Dat bissken/bissjen Haushalt*“. Zu den regionalen Elementen gehört überall das aus dem Dialekt stammende *dat* (ebenso *wat* und *et*).⁴ Aus einem dialektalen *ent* Bett, *ent* = *en et*, (s. oben: Solingen) kann im Rheinland dann ein regiolektales *int* Bett werden. Seine lautliche Grundstruktur verdankt der Regiolekt weitgehend dem Standarddeutschen, deshalb ist im Regiolekt beispielsweise von *Haus*, *Maus* oder *aus* die Rede, während in den Dialekten die Entsprechungen *Hüss*, *Müss*, *ütt* oder *Huus*, *Muus*, *uus* o. ä. lauten. Kennzeichnend für den Regiolekt ist ebenfalls das (analog zum Standard) gesprochene auslautende *-n* in *knibbeln*, *laufen*, *Menschen*, *bissken/bissjen* usw., das in den meisten Dialekten des Rheinlands fehlt: *knibbele*, *lope/lofe*, *Menze/Minsche*, *bisske/bessje* usw.

Im Norden des Rheinlands verwenden die Menschen in ihren regionalen Sprechlagen die Verkleinerungssilbe *-ken*, die den dortigen Dialekten zu verdanken ist: *Häusken*, *Mäusken*, *bissken* usw. Im Dialekt: *Hüüske*, *Müüske* usw. (s. unten). Der Süden schließt sich in diesem Punkt dem Standarddeutschen an oder verwendet die Diminutivbildungen der eigenen Dialekte, so dass man hier *bissjen* für standardsprachlich *bisschen* hören kann. Im Linnicher Weihnachtstext (s. oben) hatte es im Dia-

lekt *bessje* geheißen. Dem dialektalen *Oëvendsdüesche* könnte im Regiolekt Linnichs ein *Ofentüeschen* oder *Ofentürchen* entsprechen. Mit Hilfe des *ken*-Suffixes könnte man vielleicht sogar einen nördlichen („niederrheinischen“) von einem südlichen („rheinischen“) Regiolekt voneinander abheben. Die Variabilität innerhalb des Regiolekts ist enorm, sie tritt nicht zuletzt bei Vergleichen zwischen den verschiedenen Generationen zutage. Eine flächendeckende Untersuchung liegt für das Rheinland vor (Cornelissen 2008), Analysen zur generationenabhängigen Regionalsprache wurden in Essen (Cornelissen 2010) und Bonn (Rempel 2013) durchgeführt. Bedeutsam ist in diesem Zusammenhang die Dialektferne junger Leute heute:

„Die heute im Rheinland lebenden Jugendlichen kennen den Dialekt in der Regel nur noch von ihren Eltern – wenn nicht gar von ihren Großeltern. Daher hat die weiter fortschreitende Entdialektalisierung des Regiolekts für sie bereits auf sehr niedrigem Niveau – oder, wenn man so will: auf sehr hohem Niveau – eingesetzt. Es ist überaus reizvoll und aufschlussreich, den sich unter der bunten Oberfläche einer variantenreichen Alltagssprache vollziehenden Sprachwandel durch die Brille unterschiedlicher Generationen zu betrachten. Was heute ein Regiolekt ist, ist eine Frage der Generation“ (Cornelissen 2008, S. 69).

Kartentypen

Dialektkarten, wie wir sie kennen, führen die räumliche Verbreitung bestimmter Phänomene vor Augen: bestimmter

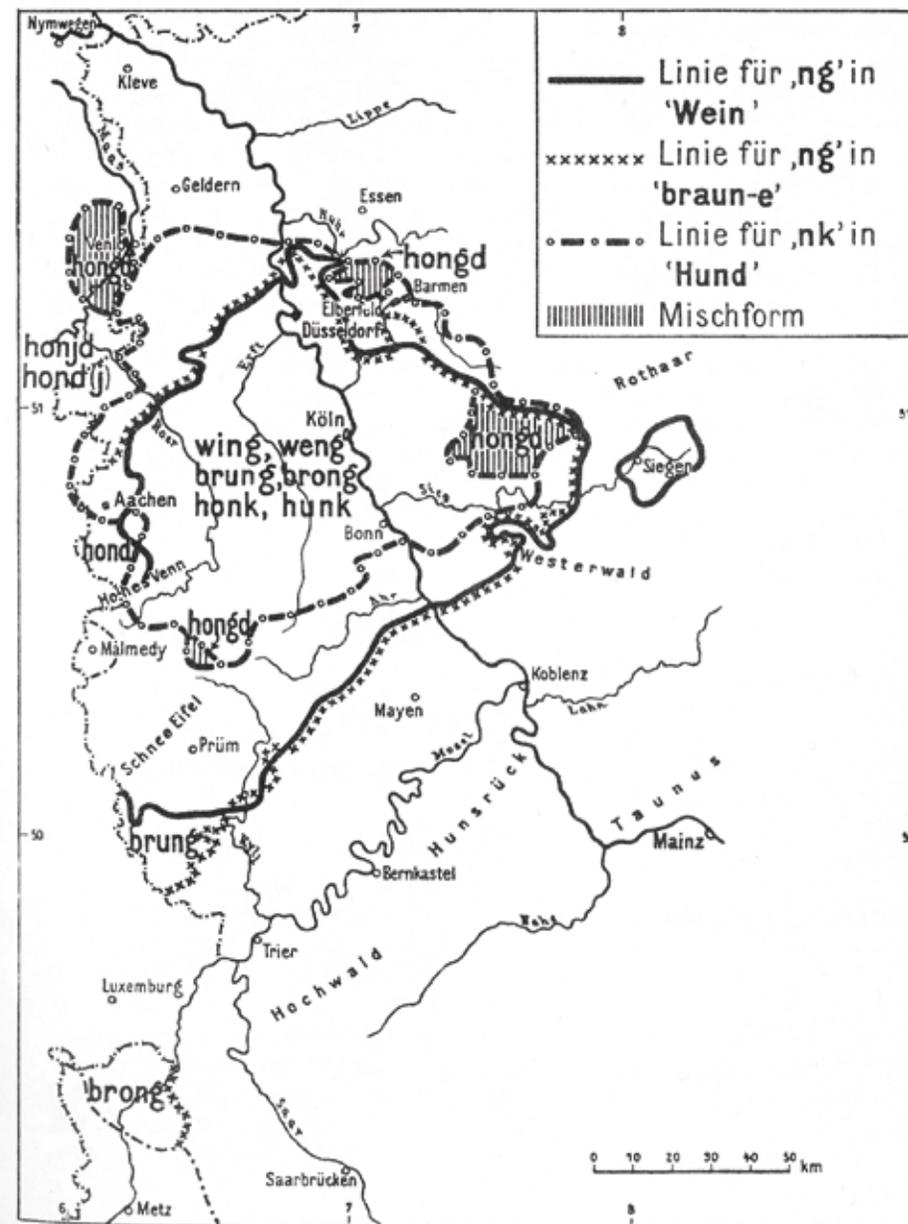


Abb. 56.

Köln im Mittelpunkt der Raumbildung (Frings 1926/1966, S. 165).

Laute oder Formen, bestimmter Wörter oder Satzkonstruktionen. Theodor Frings war ein Meister des Kartenziehens; von ihm stammt die kartographische Darstellung für die besonderen Lautvarianten von ‚Wein‘, ‚braun-e‘ und ‚Hund‘ (s. Karte): Köln liegt im Mittelpunkt des Verbreitungsgebiets der velarisierten Dialektformen *Wing*, *brunge*, *Honk* usw. Auch die Dialekte von Bonn, Düsseldorf, Bergheim/Erft, Düren oder Siegburg zeichnen sich durch diese für das Rheinland so typischen Formen aus. Zur Abgrenzung der Areale mit und ohne Velarisierung hat Frings auf der Karte Linien gezogen, so dass Flächen (innerhalb bzw. außerhalb, diesseits bzw. jenseits) sichtbar werden. Die Karte ist in Frings' Beitrag zu „Kulturströmungen und Kulturprovinzen in den Rheinlanden“ von 1926 zu finden (Frings 1926/1966, S. 165).

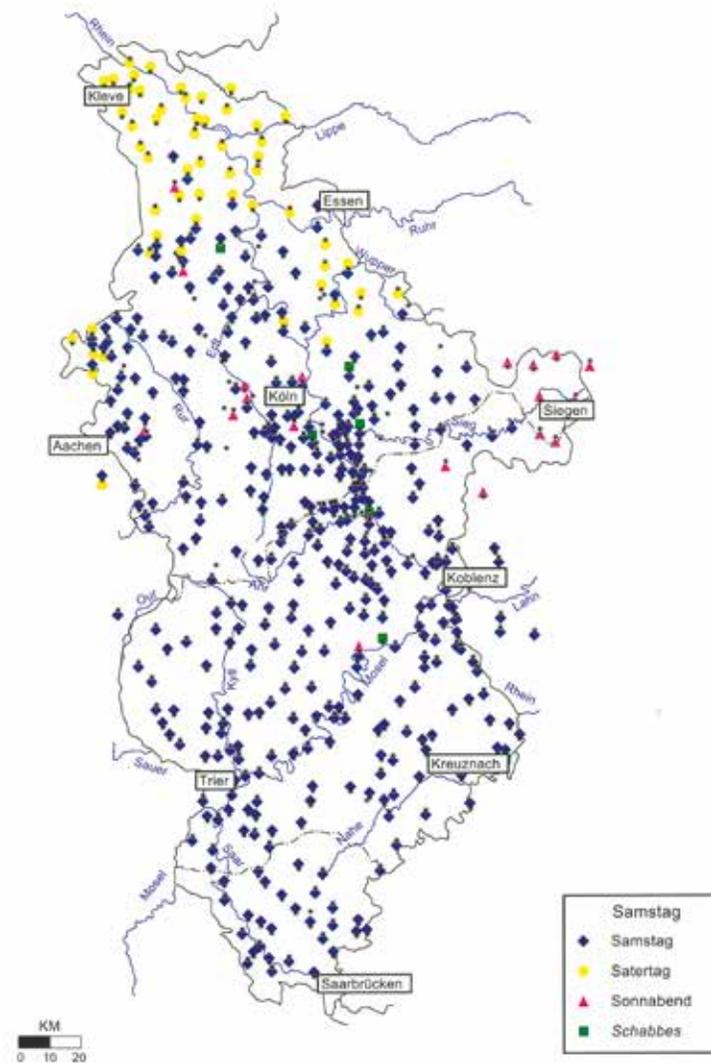
Neben solchen Flächenkarten haben sich Punktsymbolkarten in der Dialektforschung bewährt. Ein Atlas mit diesem Kartentyp erschien ein knappes Dreivierteljahrhundert nach den „Kulturströmungen und Kulturprovinzen“, im Jahr 2000, die Autoren waren Helmut Lausberg und Robert Möller. Ihr „Rheinischer Wortatlas“ enthielt 90 Wortkarten, eine war den dialektalen Bezeichnungen des letzten Werktages gewidmet (Lausberg/Möller 2000, Karte 40). Am Niederrhein ist der Typ *Satertag* verbreitet, weiter südlich ist *Samstag* (in seinen Lautvarianten) zu hören. Das Siegerland, das auf den Karten ebenfalls berücksichtigt wurde, kennt *Sonnabend*. Die Karte beruht auf den Fragebogenauskünften von Gewährsleuten, von denen ei-

nige auch *Schabbes* genannt hatten. Jedes Symbol auf der Karte steht für einen Ort (für einen Ortspunkt).

DialektsprecherInnen sind es gewohnt, den Dialekt als Ortsdialekt zu begreifen. Man spricht „Öcher Platt“ oder „Krieëwelsch“ oder „Bönnsch“ und grenzt dabei den eigenen Dialekt, schon durch seine Bezeichnung, von den Mundarten der umgebenden Orte ab. Einer solchen Sicht entspricht die Darstellung der Dialektverhältnisse auf Punktsymbolkarten: Ein Ort – ein Symbol. Ein Ort – eine Form (ein Wort, ein Laut). Kompliziert wird es, wenn örtliche Varianten zu kartieren sind. Auf der Samstag-Karte findet man für eine Reihe von Orten zwei Synonyme, etwa für Krefeld (*Samstag/Schabbes*; einziger *Schabbes*-Beleg am Niederrhein) oder für Solingen an der Wupper (*Samstag/Satertag*). Wenn mehr als zwei Varianten für einen Ortsdialekt gemeldet wurden, werden sie im „Rheinischen Wortatlas“ in einem gesonderten Verzeichnis aufgelistet. Für Solingen trifft man dort auf *Sonnabend* als drittes Synonym.

Kartenbilder wie diese beiden dokumentieren eine Sprachsituation, die auf der „Face-to-Face-Kommunikation“ basiert. Ein Beispiel: Die DialektsprecherInnen im Ort B lernen durch den Kontakt mit den Leuten im Nachbarort A eine bestimmte Variante kennen und übernehmen sie, wobei sie ihre alte Variante mit der Zeit aufgeben. Von ihren Nachbarn in B übernehmen dann auch die Einwohner von C die neue Variante, die, zeitversetzt,

40. Samstag



40. Samstag (Meldungen aus 459 Orten)

1. SAMSTAG (401 Belegorte) - *Samsda(a)ch*, *Samsdisch*, *Samschda(a)ch*
2. SATERTAG (56 Belegorte) - *Soter(sch)dach*, *Soaterdach*, *Sorschtich*
3. SONNABEND (21 Belegorte) - *Sonnowend*
4. SCHABBES (8 Belegorte) - *Schabbes*

„Punktsymbole“ (Lausberg/Möller 2000, Karte 40).

bei ihnen auf die Dauer ebenfalls ihre frühere Variante ersetzt. Entscheidend ist der persönliche Kontakt.

Für den Regiolekt gelten (daneben) andere Regeln. Einerseits dürfen wir davon ausgehen, dass der direkte Kontakt weiterhin eine Rolle spielt, wenn sich auch der Radius des zwischenörtlichen Verkehrs bedeutend vergrößert hat. Denn die Alltagsmobilität der Menschen heute ist viel größer als im 19. Jahrhundert, auf das die dialektalen Raumbilder zurückgehen dürften, die wir mit Hilfe von Fragebogenerhebungen erfassen konnten/können. Außerdem können sich Varianten, die sich im Anschluss im Regiolekt verankern, wie standardsprachliche Varianten auch auf schriftlichem Weg und/oder über Medien verbreiten (Zeitungen, Radio und Fernsehen, neue Medien): Spannend ist also die Frage, ob sich Kartenbilder für den Dialekt und den Regiolekt unterscheiden.

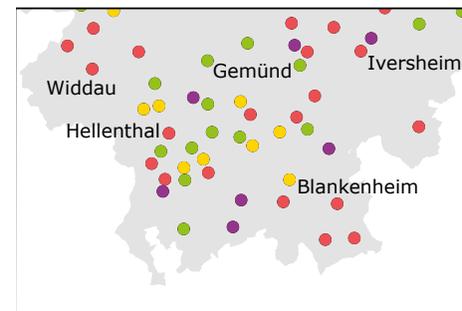
Der „Sprachatlas Rheinland“ und seine Karten

Der „Sprachatlas Rheinland“, für den die folgenden Karten bestimmt sind, ist auf die Regiolekte des Raumes ausgerichtet, wobei unter Rheinland das zu Nordrhein-Westfalen gehörende Gebiet zwischen Emmerich und Eifel verstanden wird.⁵ Das Rückgrat des Atlas bilden Regiolektkarten, wie sie im Folgenden jeweils auf der rechten Seite abgedruckt werden. Die Karten basieren auf Fragebogenerhebungen aus der Zeit zwischen 2000 und 2012, genauer: ausschließlich auf den Antworten der Altersgruppe 45

bis 64 Jahre. Für den vorliegenden Aufsatz habe ich drei Dialektkarten als Kontrastkarten ausgewählt. Der Vergleich mit den Regiolektkarten soll Zusammenhänge zwischen der dialektalen Ebene und dem regional geprägten Alltagsdeutsch sichtbar machen. Das Material für den Dialekt stammt aus Erhebungen unseres Instituts der Jahre 1997 bzw. 2011, bei denen die Gewährspersonen im Schnitt älter waren als die für den Regiolekt herangezogene Altersgruppe.

Die hier präsentierten Dialekt- und Regiolektkarten unterscheiden sich in der Darstellung; die Dialektkarten enthalten kleine Punktsymbole: einfarbig ausgefüllte Kreise, wobei jeder Ort (jeder Ortsdialekt) durch ein Symbol vertreten ist. Diese Darstellung trägt der Vorstellung vom „Ortsdialekt“ (s. oben) Rechnung. Den in der Kartenlegende aufgeführten Varianten wird je eine eigene Farbe zugewiesen, eine Ausnahme macht das lila-farbige Symbol (s. unten). Wenn Gewährsleute für ein und denselben Ort unterschiedliche Antworten gegeben hatten oder wenn der Fragebogen einer einzelnen Gewährsperson mehr als eine Variante enthalten hatte, war für diesen Ortspunkt Variation zu verbuchen.

In diesen Fällen bin ich folgendermaßen verfahren: Wurde eine der Varianten häufiger als die andere(n) gemeldet, wurde sie kartiert; das bedeutet, dass die tatsächlich für diesen Ortsdialekt gemeldete Varianz reduziert wurde. Wenn zwei oder mehr Varianten gemeinsam die erste Stelle einnahmen, erhielt dieser Ort die Farbe



Lila (in der Legende: „anders“). Auf der Dialektkarte für das Wortgeschlecht von *Sellerie* zeigt lila an, dass für den betreffenden Ort von den Informanten unterschiedliche Genusangaben mit identischer Häufigkeit gemacht worden waren. Lila („anders“) kann jedoch auch bedeuten, dass für einen Ort eine nicht in der Legende aufgeführte Variante als einzige oder als häufigste genannt worden war.

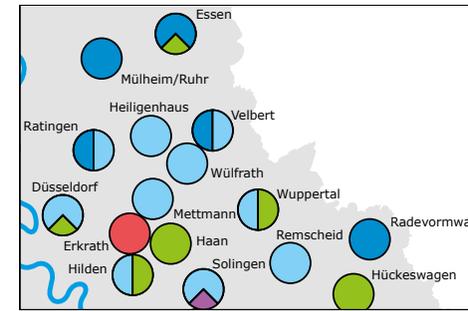
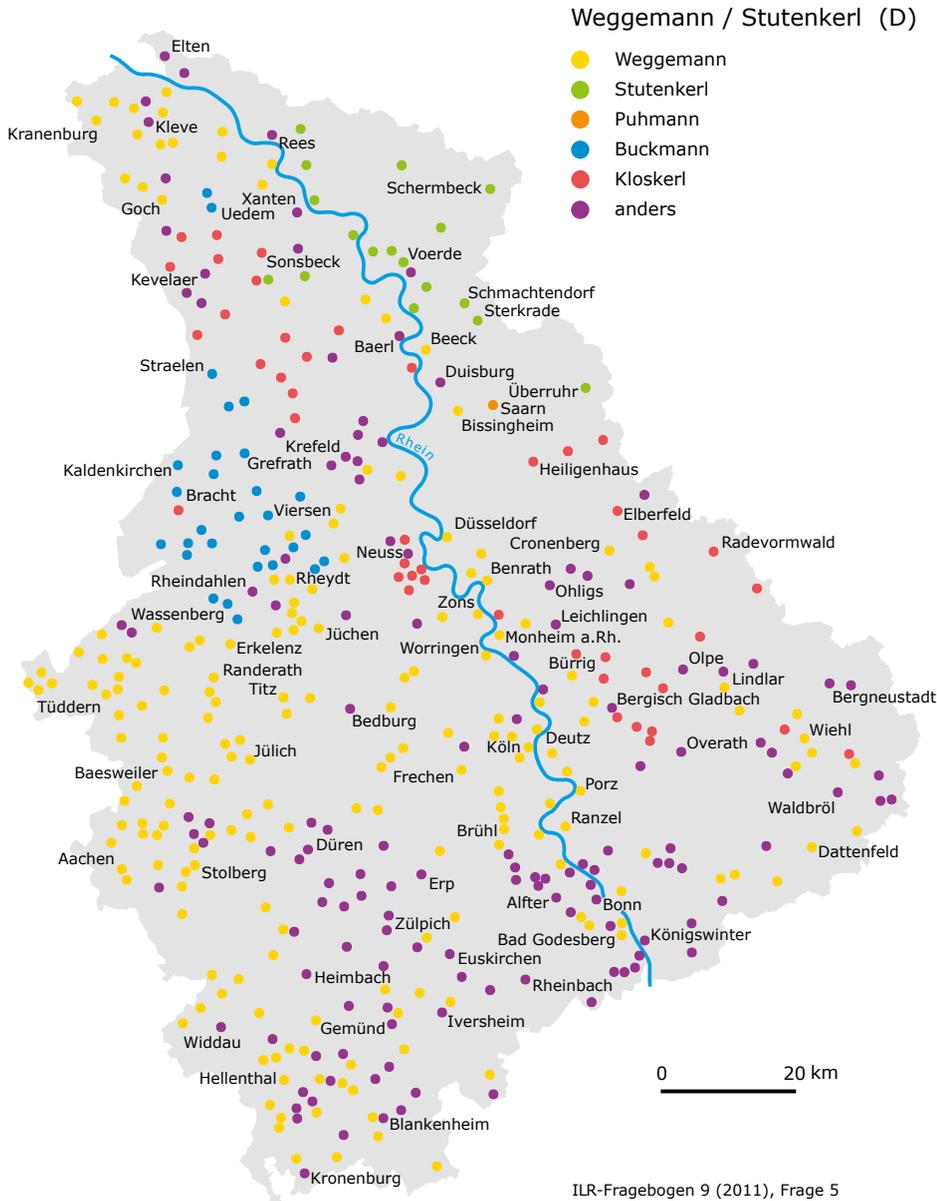
Das ist z. B. auf der Dialektkarte „Weggemann / Stutenkerl“ (s. folgende Seite) der Fall. Auf der Karte werden berücksichtigt: *Weggemann*, *Stutenkerl*, *Pubmann*, *Buckmann* und *Kloskerl*. Auf den Fragebogen sind ferner auch *Böxenpitter*, *Hirzbock*, *Hirzemann*, *Klos*, *Klosmann*, *Märtensweck*, *Stutte*, *Weck*, *Weckpopp* und weitere Synonyme genannt worden, für sie war lila zu wählen. Wo sich lila-farbige Symbole auf der Karte häufen oder ballen, ist von starker Variation und/oder von zahlreichen Varianten auszugehen.

Die Entscheidung für kleine einfarbige Punktsymbole und damit für die Reduktion der dargestellten Variation ist auch in der großen Anzahl der zu berücksichtigenden

grün: *der Sellerie*; rot: *die Sellerie*; gelb: *dat Sellerie*; lila: „anders“; Kartenausschnitt (s. unten).

den Orte begründet. So sind auf der Karte „Sellerie (D)“ (s. unten) beispielsweise 462 Punktsymbole zu finden. Größere Symbole (Kuchendiagramme), wie sie auf den Regiolektkarten verwendet werden, hätten sich in dieser Anzahl nicht auf den Dialektkarten unterbringen lassen.

Dagegen bildet auf den Regiolektkarten die Kommune – und nicht der „Ort“ – die kleinste Einheit. Wurde für eine Kommune nur eine einzige Variante genannt, zeigt die Karte einen einfarbig gefüllten Kreis. Kommen nach den Angaben der Gewährspersonen zwei Bezeichnungen mit gleicher Häufigkeit vor, ist das Halbe-Halbe-Diagramm auf der Karte zu finden, ebenso dann, wenn bei drei und mehr Varianten zwei gemeinsam den ersten Rang belegen. Dreivierteldiagramme präsentieren, wenn insgesamt zwei Varianten vorliegen, die häufigere (oben) und die seltenere Variante (unten). Bei drei und mehr Varianten zeigt das obere Feld im Dreivierteldiagramm die häufigste, das untere Feld die zweithäufigste Variante, so dass die übrigen Varianten nicht kartiert werden. Die Sammelkategorie (lila) hat verschiedene Funktionen: So kann sie in allen drei Diagrammtypen für eine Bezeichnung stehen, die nicht in der Legende aufgeführt ist. Ferner kommt lila ins Spiel, wenn mehr als zwei Varianten zu berücksichtigen gewesen wären, wenn also drei oder mehr Bezeichnungen in derselben Häufig-



Ausschnitt aus der Karte Jüngskén / Jüngelchen (R): Raum Langenfeld].

keit für den ersten Rang (ungeteilter Kreis) oder für den zweiten Rang (unteres Feld im Dreiviertelsymbol) darzustellen gewesen wären.

Von den für eine Kommune insgesamt vorliegenden Fragebogen werden nur zehn in die Auswertung einbezogen, so dass für die Regiolektkarten mehrfach reduziert bzw. vereinfacht wird. Diese Entscheidungen dienen dem Ziel, gut „lesbare“ und übersichtliche Kartenbilder zu präsentieren. Eine Regiolektkarte dieses Typs soll sowohl die Verbreitungsgebiete der einzelnen Varianten darstellen als auch örtliche (kleinräumige) Varianten in gewissem Umfang ins Blickfeld rücken.

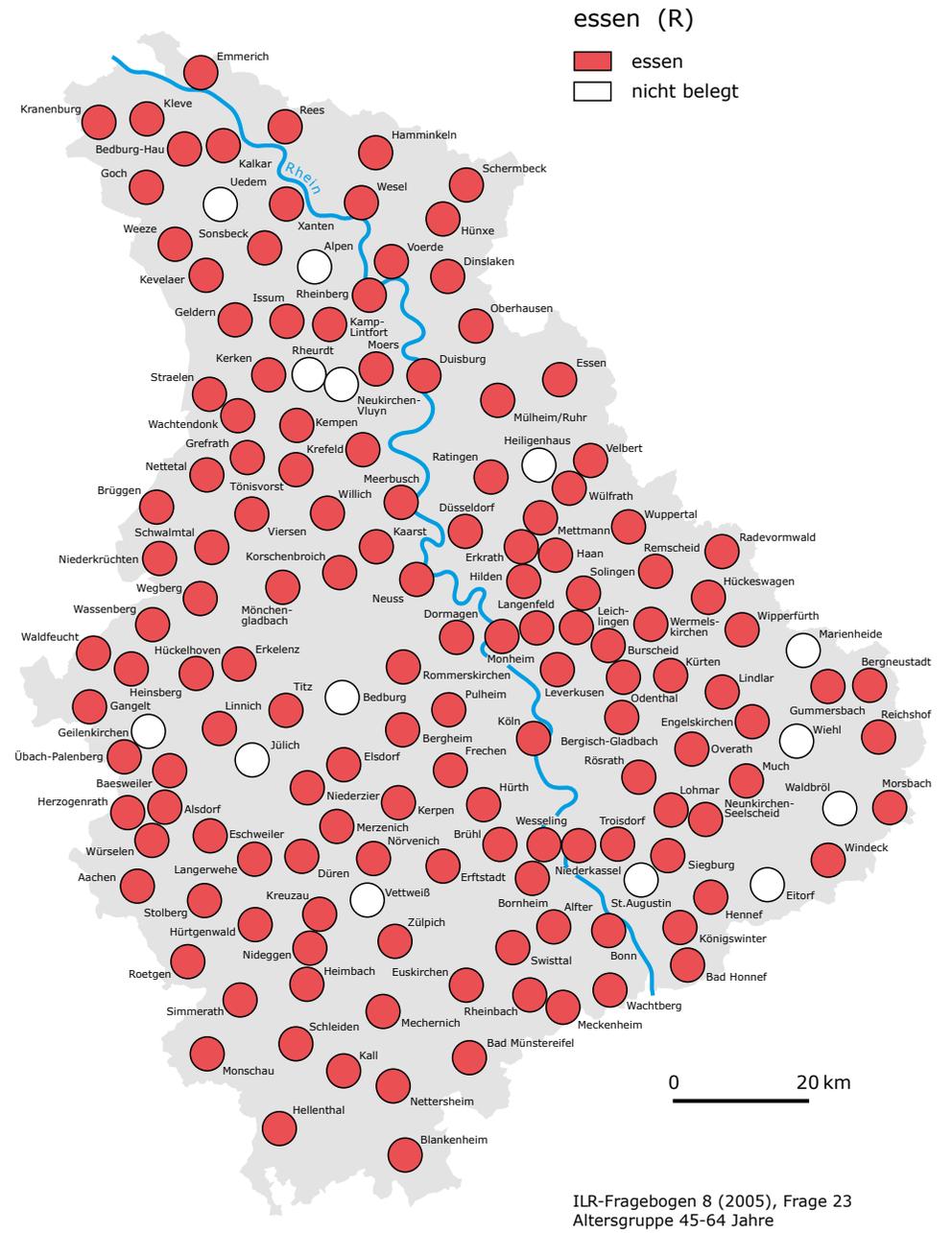
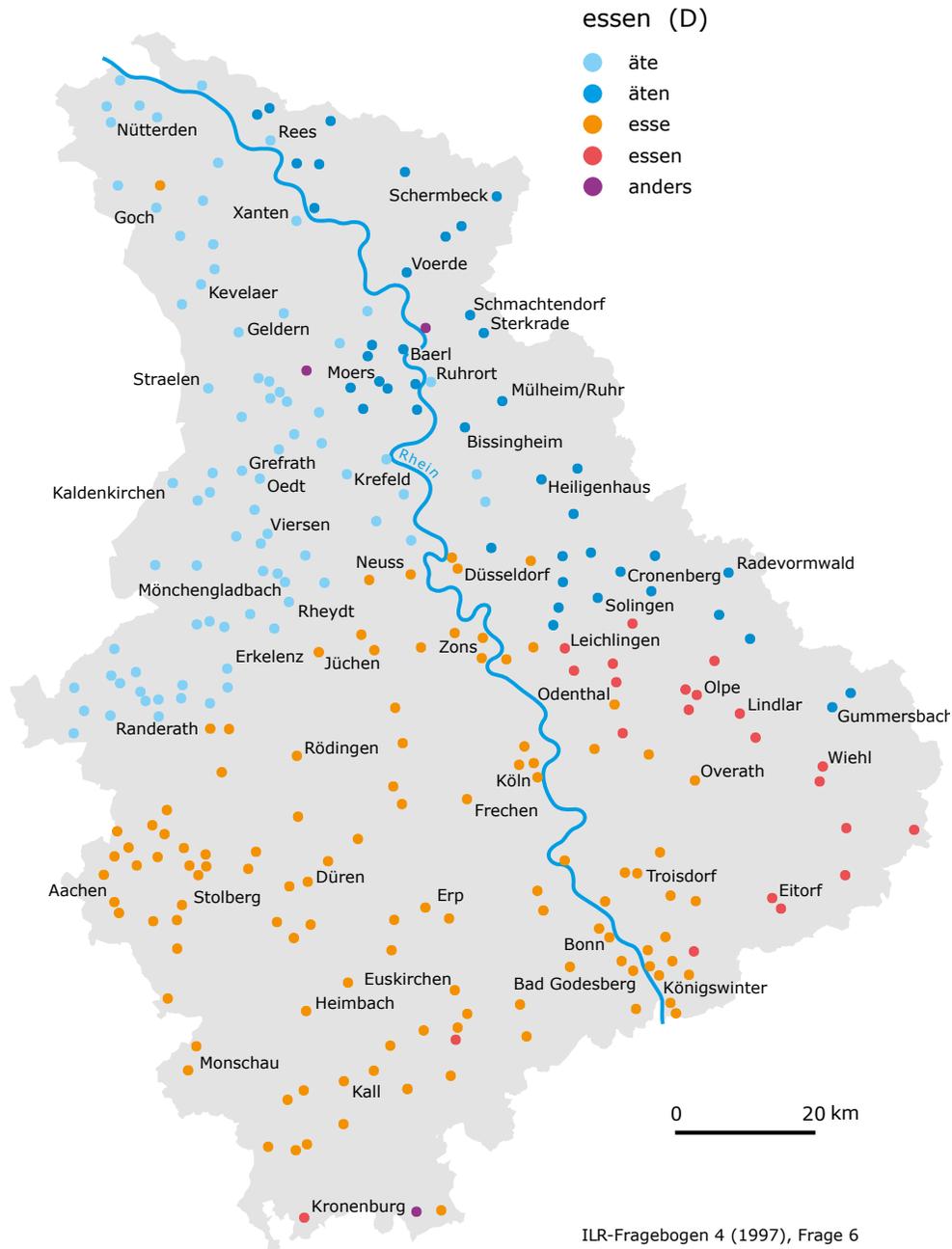
Die folgenden Regiolektkarten, dies sei wiederholt, fußen auf den Auskünften von Menschen im Alter zwischen 45 und 64 Jahren. Ältere RheinländerInnen (65+) zeigen sich dem Dialekt näher, auf der anderen Seite nehmen auf den Fragebogen jüngerer SprecherInnen (25-44 Jahre, 16-24 Jahre) die mit dem Dialekt übereinstimmenden Varianten ab. Der Zusammenhang

von Sprachbiografie/Sprachkompetenz und Lebensalter hat auch die Organisatoren des Projekts „Sprachvariation in Norddeutschlands“ dazu veranlasst, sich auf nur eine Altersgruppe zu beschränken (40-60 Jahre; aufgenommen zwischen 2008 und 2010); auf dem Material dieses Projekts fußen die Karten im „Norddeutschen Sprachatlas“ (NOSA); dessen erster Band, dem Regiolekt gewidmet, ist 2015 erschienen (Elementaler/Rosenberg 2015).⁶

Die Formen in den Kartenlegenden sind als Leitformen aufzufassen; es werden nicht alle Lautvarianten aufgeführt, die nach den Auskünften der Gewährspersonen existieren dürften. Die meisten Dialekte im Rheinland haben in den Entsprechungen von *essen*, *Menschen*, *bisschen* usw. kein *-n*. Im Rechtsrheinischen wird dieses schließende *-n*, mit zunehmender Nähe zum Westfälischen immer mehr, allerdings doch artikuliert. Das gilt auch für die Dialekte des Moerser Raums. In den Legenden zu den Dialektkarten werden jedoch in der Regel *n*-lose Varianten als Leitformen verwendet.

Lautverschiebung

Im Dialekt von Krefeld sind *uut* ‚aus‘, *Faat* ‚Fass‘ und *Foot* ‚Fuß‘ zu hören, in dieselbe Reihe passen *eäte* ‚essen‘, *scheete* ‚schießen‘ oder *schmiete* ‚schmeißen‘.⁷ Die Standardsprache hat in diesen Fällen anstelle des Krefelder *t* ein *s/ß*. Das gilt auch für die Dialekte in der Südhälfte des Rheinlands, etwa für den Raum Kürten (hier: Olpe bei Kürten): *uus*, *Fass*, *Fooß*,



essen, schießen, schmießen.⁸ Das *t* ist in all diesen Fällen der alte oder ursprüngliche Laut, der im Süden durch *s* ersetzt wurde. Diesen Prozess, der in der zweiten Hälfte des ersten Jahrtausends unserer Zeitrechnung stattgefunden hat, hat man „Lautverschiebung“ genannt (bzw. „Hochdeutsche Lautverschiebung“ oder „Zweite Lautverschiebung“). Seine Ergebnisse prägen bis heute die Dialektlandschaft zwischen Emmerich und Eifel und teilen sie in eine Nord- und eine Südhälfte.

Aus altem *t* konnte sich unter bestimmten Umständen *ts* (= *z*) entwickeln: nördlich *schwatt*, südlich *schwatz* ‚schwarz‘, nördlich *schweete*, südlich *schwetze* ‚schwitzen‘. „Verschoben“ wurde ebenfalls das alte *p*: nördlich *schlope*, südlich *schlofe* ‚schlafen‘, nördlich *Seep*, südlich *Seef* ‚Seife‘. Von der Verschiebung erfasst wurde auch das alte

k: nördlich *Lock*, südlich *Loch* ‚Loch‘, nördlich *make*, südlich *mache* ‚machen‘. Die Grenzlinie zwischen den Orten mit *make* und denen mit *mache* läuft quer durchs Rheinland (s. Karte unten). Der aus Düsseldorf stammende Sprachforscher Georg Wenker hat die *make-mache*-Linie in seiner Schrift „Das rheinische Platt“ 1877 als „Benrather Linie“ bezeichnet. Sie taucht auch heute noch auf den meisten Einteilungskarten für die Dialekte des Rheinlands und für die Dialekte Deutschlands auf. Sie ist deshalb so wichtig, weil sie nicht nur für dieses singuläre Phänomen (*make – mache*) gilt, sondern, tendenziell, für Hunderte andere: *schlope – schlofe*, *äte – esse* usw. Auf der Karte (S. 72) sind die beiden Hemisphären gut zu erkennen: Der Norden hat *äte* (hellblau) und *äten* (dunkelblau), der Süden *esse* (orange) und *essen* (rot). Zu allen Formen kommen Varianten vor (s. unten).



Die Benrather Linie verläuft quer durch das Rheinland und trennt Westfalen vom Siegerland und von Wittgenstein.

Die Dialekte mit auslautendem *-n* (*eten* und *essen*) sind im Osten des Rheinlands zu finden, also in der Nähe zum Westfälischen, das ebenfalls *-n* hat. Auf dem linken Rheinufer setzen sich die Dialekte im Raum Moers durch das *-n* von ihrer Umgebung ab.

Einzelne Belege (in der Schreibung der Gewährsleute):

- äte:** *äte* Goch; *eäte* Straelen; *eäte* Krefeld; *äete* Viersen; *eate* Mönchengladbach
- äten:** *äeten* Rheurdt; *ääten* Moers; *eten* Heiligenhaus; *eten* Cronenberg; *ärten* Gummersbach
- esse:** *esse* Zons; *ääse* Jüchen; *eaufse* Inden; *eiße* Alsdorf; *eiße* Stolberg; *esse* Bad Godesberg
- essen:** *ääßen* Morsbach; *essen* Eitorf; *äßen* Kronenburg

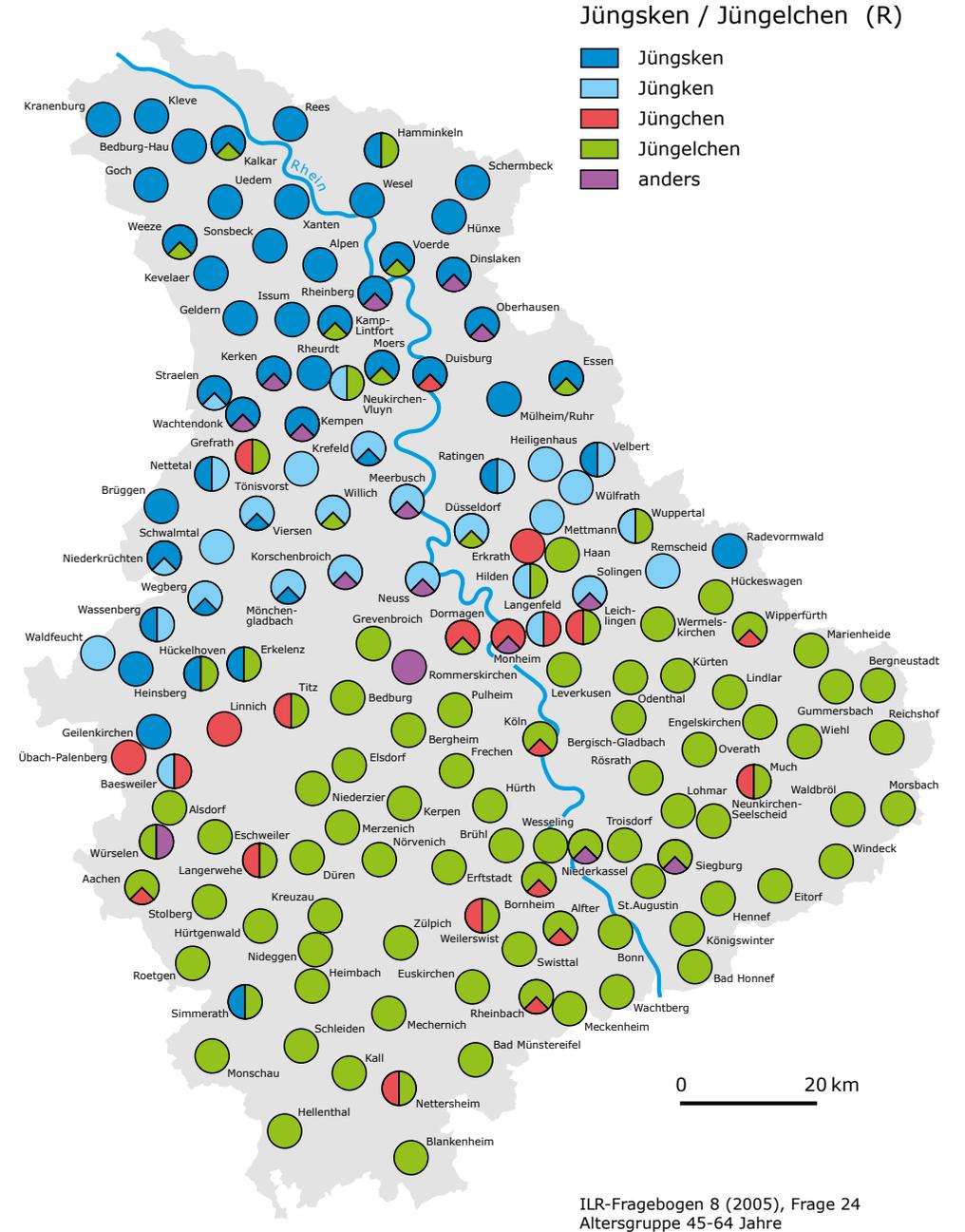
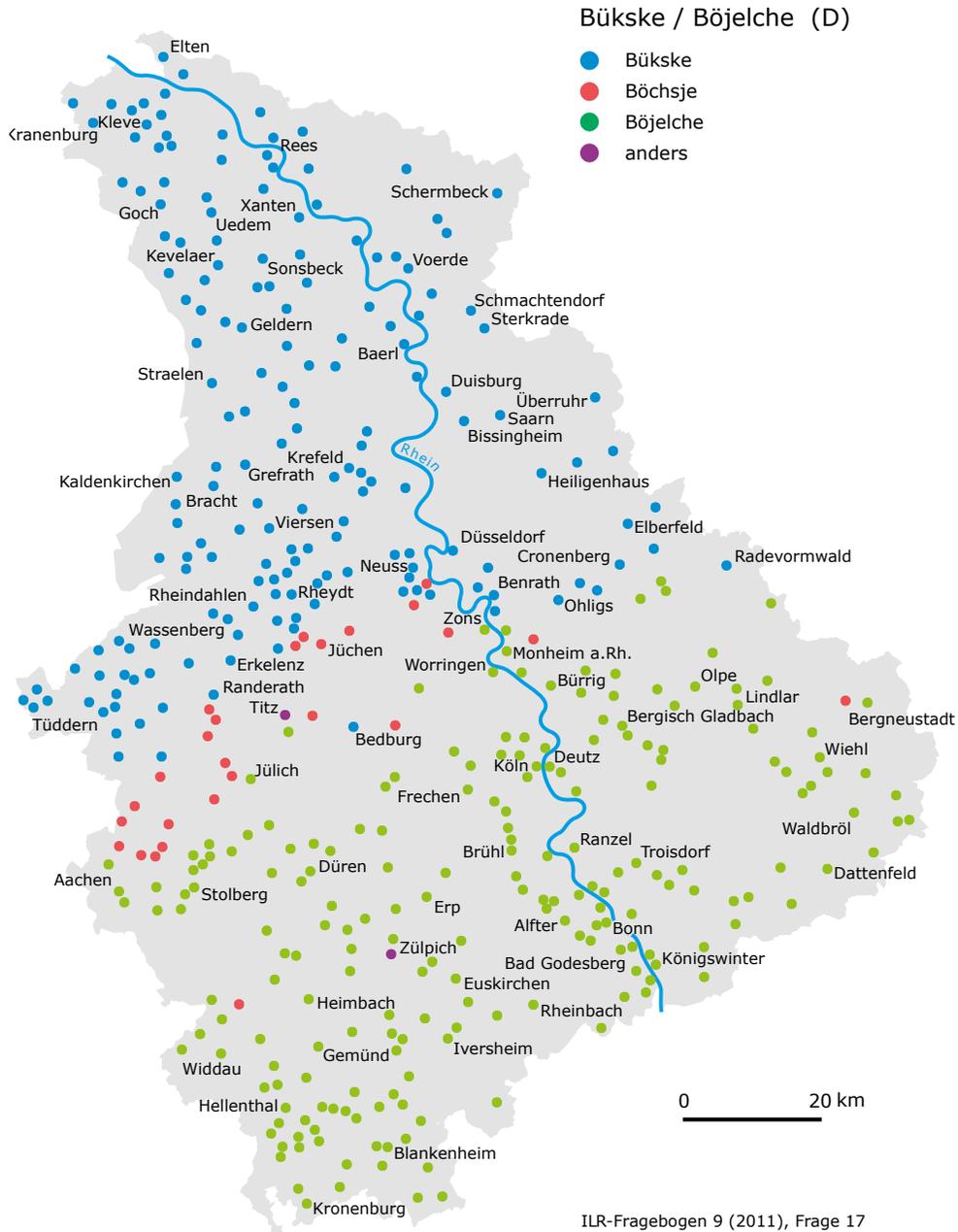
Die Regiolekt-Karte (S. 73) zeigt ein völlig anderes Bild: Überall im Rheinland benutzt man im regionalen Alltagsdeutsch die Verbform *essen*. Das Material für diese Karte entstammt der Frage 23 auf unse-

rem Fragebogen 8 (s. Abbildung unten). Dort ging es eigentlich um die *tun*-Konstruktion (*tun* + Infinitiv), wobei das Verb *essen* in der schriftdeutschen Form vorgegeben worden war. Als Bestätigung von *essen* wurden dann alle ja-Kreuzchen und alle von den Gewährsleuten unter „andere“ eingetragenen *essen*-Belege gewertet. Von den Informanten wurden weder Varianten mit *t* noch solche ohne *-n* als „Korrektur“ des vorgefundenen *essen* gemeldet. Als „nicht belegt“ tauchen auf der Karte die Kommunen auf, für die der vorgegebene Fragesatz *Tus du noch wat essen?* – aus welchen Gründen auch immer – nicht bestätigt wurde. Die Karte dokumentiert die Aufhebung eines zentralen strukturellen Gegensatzes zwischen den niederrheinischen und rheinischen Dialekten auf der Ebene der Regiolekte. Die standard-sprachliche Variante mit verschobener Konsonanz und im Auslaut artikuliertem *-n* gibt dabei die Richtung vor.

Zahlreiche Eigenheiten der Dialekte tauchen im Regiolekt nicht auf (s. oben). Zu

22. Wie heißt es in dem Satz: *Ich warte, ...*
 bis dat et vorbei is. *bis et vorbei is.*
 andere:.....
23. Hört man einen Satz wie: *Tus du noch wat essen?*
 ja nein andere:.... *Willste noch wat essen?*
24. ‚kleiner Junge‘: Wie sagt man (Mehrfachkreuzchen sind möglich!):
 Jüingsken *Jüingken* *Jüingchen* *Jüingelchen*
 andere:.....

ILR-Fragebogen 8 (2005): Ausschnitt aus einem Kölner Fragebogen.



diesen auf die Dialekte beschränkten Phänomenen gehören die meisten der „unverschobenen“ Konsonanten im Norden des Rheinlands. Es gibt aber auch markante Ausnahmen, man denke an *dat*, *wat* und *et* ‚das/dass, was, es‘. Es sind Varianten mit unverschobenem *t*, die auf der Dialektenebene überall, also ebenfalls im Süden des Rheinlands, beheimatet sind und dann auch überall den Sprung in den Regiolekt geschafft haben. Andere regionalsprachliche Wortvarianten mit unverschobenen Konsonanten sind *Appel*, *kloppen*, *Kopp* und *Köpper*. Kontrastive Dialekt- und Regiolektkarten für *dat* und *wat* oder für *Appel* und *kloppen* würden also völlig übereinstimmen. Auf der Ebene des Regiolekts vollzieht der Niederrhein die Zweite Lautverschiebung nach. Ausnahmen bilden (u. a.) alte Wortvarianten (*dat*, *Appel* usw.), die in den südlichen Dialekten des Rheinlands unverschoben geblieben waren. Eine weitere Ausnahme zeigt sich beim Suffix *-ken*.

Verkleinerungsformen

Unter den Verkleinerungsformen in den Dialekten des Niederrheins dominieren die Bildungen mit *-ke*:

Ärm – *Ärmke*, *Kopp* – *Köppke*, *Auto* – *Äuteke* ‚Arm, Kopf, Auto‘. Im südlichen Teil des Rheinlands ist dagegen *-che* das „normale“ (häufigste) Bildungselement: *Ärm* – *Ärmche*, *Been* – *Beenche*, *Hood* – *Höötche* ‚Arm, Bein, Hut‘. Die Aussprache lautet oft *-sche*: *Ärmsche*, *Beensche*, *Höötsche*. Nach bestimmten Lauten wird das Suffix *-je* verwendet: *Fass* – *Fässje*, *Stoff* – *Stöffje* ‚Fass, Stube‘.

Eine besondere Gruppe bilden – sowohl im Norden als auch im Süden – die Grundwörter, die auf *g*, *ng*, *k* oder *ch* enden. Am Niederrhein wird in diesem Fall häufig ein *-s-* eingeschoben, z. B. bei *Buuk* – *Bükske* ‚Buch‘. Im Süden lauten die Formen *Booch* – *Böjelche*, hier wird also ein zweisilbiges Bildungselement (*el* + *che*) verwendet, oft *-elsche* ausgesprochen (*Böjelsche*). Die Dialektkarte zeigt das Verbreitungsgebiet der *ke*-Form (blau) am Beispiel von ‚Büchlein‘: Es reicht von Elten und Kleve im Norden über Duisburg und Krefeld bis auf die Höhe von Tüddern (im Selfkant), Erkelenz, Düsseldorf, Ohligs und Radevormwald an der Grenze zu Westfalen. Die Südhälfte des Rheinlands wird von *Böjelche* (grün) eingenommen. Dazwischen wird linksrheinisch ein Streifen von Orten sichtbar, in denen die Dialekt SprecherInnen *Böchsje* (rot) sagen. *Böchsje* erweist sich als typische Mischform, gebildet mit dem südlichen Suffix *-je* und, wie das nördliche *Bükske* auch, mit einem zusätzlichen *-s-*.

Die Scheide zwischen nördlichem *Bükske* und südlichem *Böjelche* verläuft in der Zone, in der die Benrather Linie zu suchen ist. Sie entspricht über weite Strecken der Grenzlinie zwischen *Buuk* (mit altem *k*) und *Booch* (mit lautverschobenem *ch*) für ‚Buch‘. Im Bergischen Land gibt es allerdings auch einige Orte, deren Dialekte im Grundwort ein *k* haben, aber das südliche Bildungselement *-elche* bzw. *-elchen* verwenden. So wurden (in der Schreibung der Gewährsleute) für den Raum Remscheid *Büokelschen* und für Kreuzberg *Bäukelchen* gemeldet.

Für den Niederrhein sind weitere Varianten nachzutragen: Vor *-ke* kann unter bestimmten Bedingungen ein *e* (Schwal) eingeschoben werden: *Ball* – *Bälleke*, *Mann* – *Männeke* ‚Ball, Mann‘. Ferner konkurrieren die Suffixe *-je*, *-sche* und *-che* mit dem *ke*-Suffix. Beispiele sind: *Drood* – *Dröötje*, *Padd* – *Pättje*, *Peerd* – *Pertje* ‚Draht, Pfad, Pferd‘ in Rheinberg, *Bedd* – *Bettsche*, *Pitt* – *Pittsche*, *Raad* – *Rättsche* ‚Bett, Pitt = Peter, Rad‘ in Nieukerk oder *Lied* – *Liche*, *Mäche*, *Pitt* – *Piche* ‚Lied, Mädchen, Pitt = Peter‘ in Winnekendonk.⁹

Einzelne Belege (in der Schreibung der Gewährsleute):

Bükske: *Bükske* Elten; *Bükkske* Rindern; *Bööckske* Wachtendonk; *Böckske* Krefeld; *Böökske* Millen; *Bükske* Neuss; *Böxsken* Ohligs

Böchsje: *Böchsje* Hochneukirch; *Böösje* Bedburdyck; *Bösje* Linnich

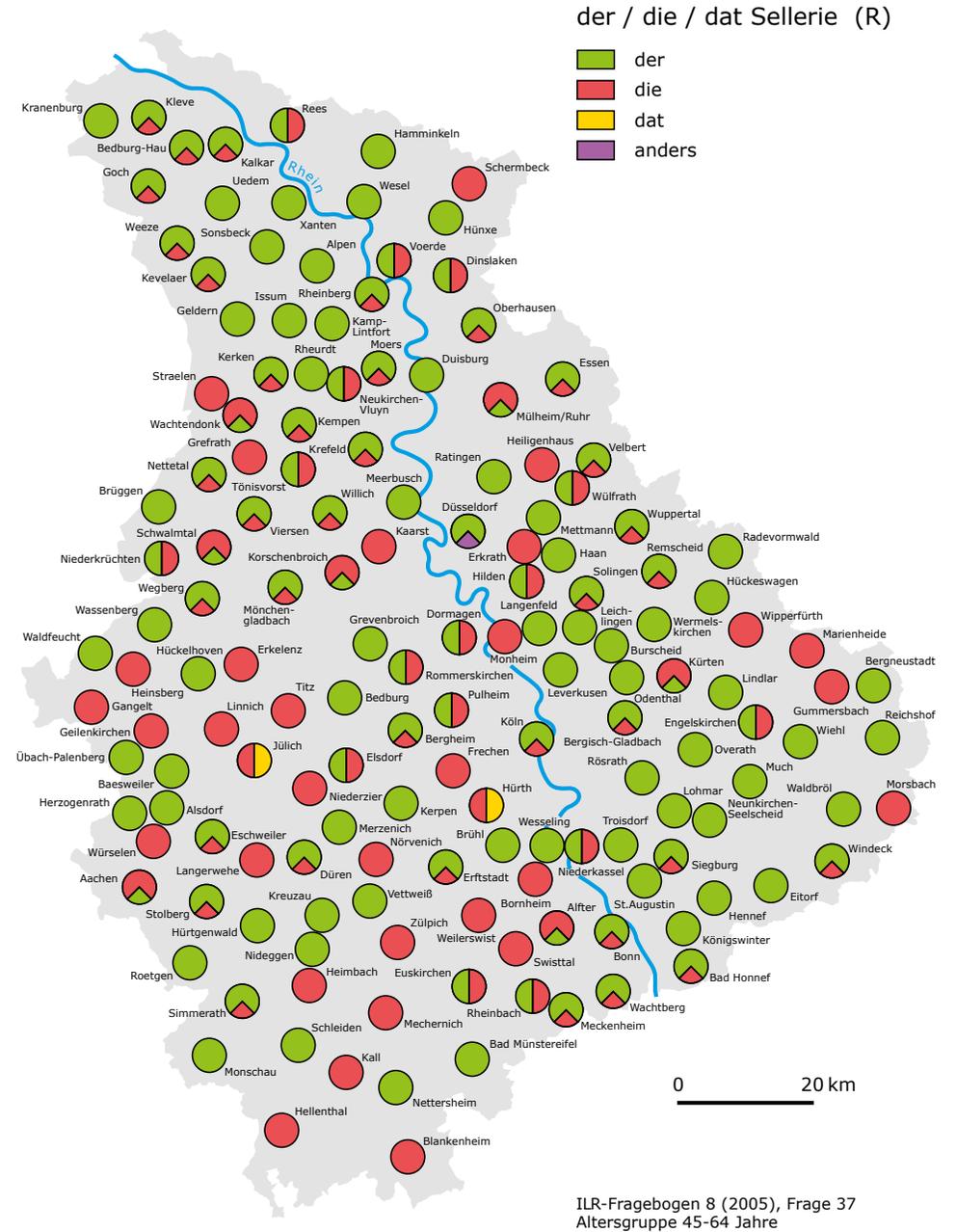
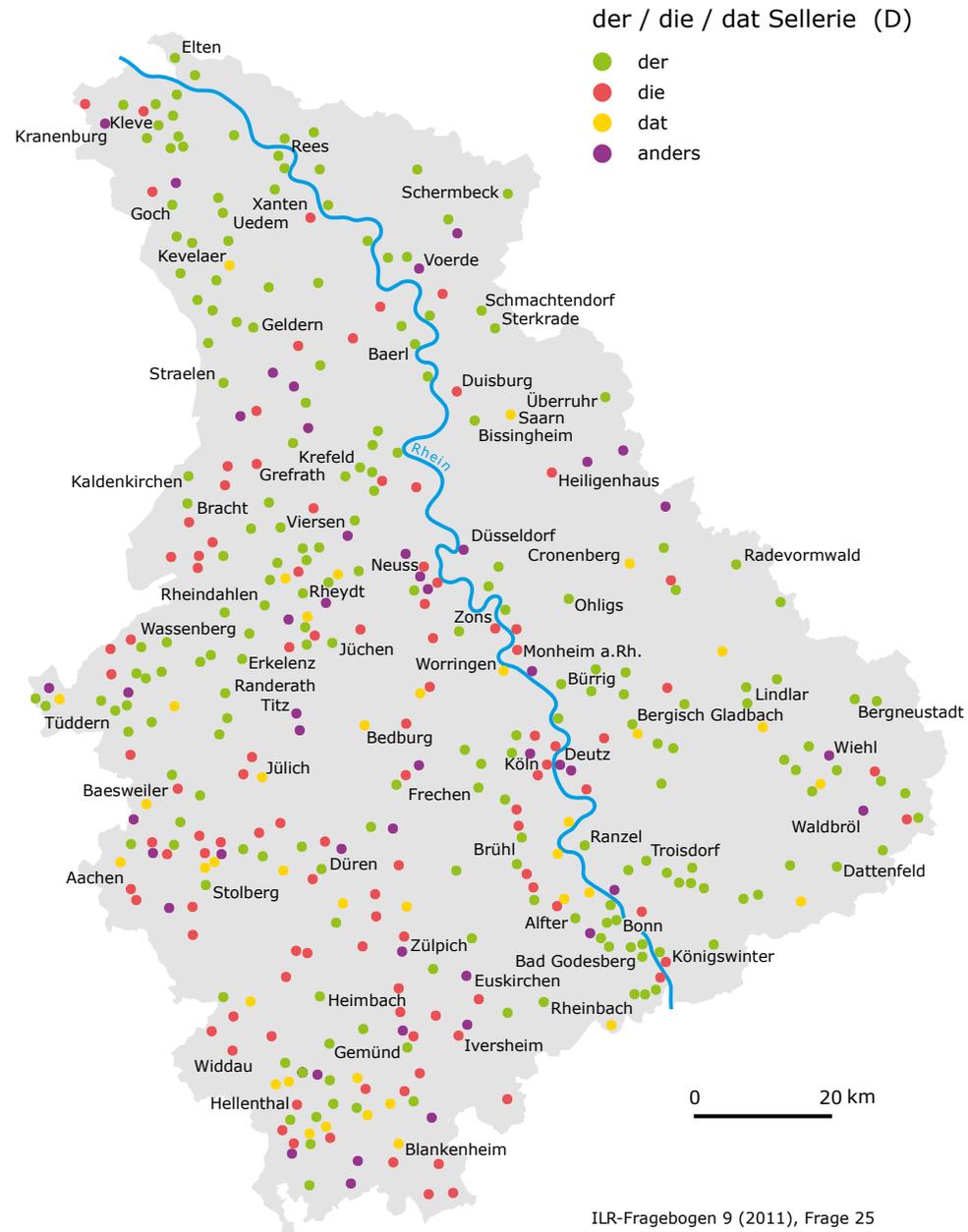
Böjelche: *Büokelschen* Ehringhausen (Remscheid); *Bäukelchen* Kreuzberg; *Böjelsche* Zons; *Böjelsche* Monheim; *Böjelche* Frechen; *Büschsche* Mützenich; *Böjelche* Engalgau; *Böschelsche* Hennef

Das Thema der Regiolektkarte bilden die Verkleinerungsformen von *Junge* bzw. *Jung*. Im Norden ist analog zu *Bükske* die Form *Jüngsken* (dunkelblau) belegt, neben der allerdings auch eine Variante ohne *-s-* vorkommt (*Jüngken*, hellblau), für die sich ein dialektales Pendant (*Jöngke*) ansetzen lässt. Im Solinger Dialekttext (s. oben) war vom *Kresskengken* die Rede. Die Regiolektkarte zeichnet sich wie die Dialektkarte durch eine Zweiteilung mit *k*-Suffix

im Norden und *-elchen* (im Dialekt *-elche*) im Süden aus. In der Kontaktzone beider Hemisphären tritt eine weitere Südform in Erscheinung: *Jüngchen* (rot), die Form schließt in ihrer Bildungsweise an nördliches *Jüngken* an.

Die Karten „essen (R)“ und „Jüngsken / Jüngelchen (R)“ könnten unterschiedlicher kaum sein. Beide korrespondieren mit einer Variantenkonstellation im Dialekt, bei der sich niederrheinische Formen im Norden und rheinische im Süden gegenüberstehen. In dem einen Fall (Lautverschiebung) bleibt von der dialektalen Variantenvielfalt nichts übrig, während sich in dem anderen Fall (Verkleinerungsformen) das Kartenbild für die Dialektenebene im Regiolekt in Grundzügen wiederholt. Gemeinsam ist den beiden Regiolektkarten allerdings, dass die kartierten Formen das *-n* wie im Standarddeutschen aufweisen.

In der regionalsprachlichen Forschung wurde in den letzten Jahren wiederholt hervorgehoben, dass sich der besondere Variantenmix heutiger Regiolekte auch durch den Rückgriff auf das Hochdeutsch früherer Jahrhunderte erklären lasse; darauf weist u. a. Arend Mihm (Mihm 2000) hin.¹⁰ Ins Blickfeld rückt dabei das Hochdeutsch, wie es von den besser Gebildeten gesprochen wurde, als die Bevölkerungsmehrheit im Alltag noch auf den Dialekt orientiert war. Eine möglicherweise aufschlussreiche Publikation ist in diesem Zusammenhang die Schrift „Bergische und andere Sprachsünden“, erschienen



1897 (in erster Auflage) und 1910 (in zweiter Auflage). Ihr Autor, der aus Elberfeld stammende August Schönhage, geht darin auch auf die *ken*-Verkleinerungsformen in seiner Heimat ein (Schönhage 1910, S. 14/15):¹¹

„Der Bergische liebt die Verkleinerungs-Endsilbe ‚chen‘ an Hauptwörtern und gebraucht sie auch dann aus Gewohnheit, wenn er die Bedeutung, die dieser Endung innewohnt, nicht ausdrücken will. Das klingt an sich ganz niedlich und traulich; häßlich aber wird diese Gewohnheit, wenn das „chen“ hart, als ‚ken‘, gesprochen wird, wie es meist geschieht. Die bergischen Endungs-‚ken‘ gellen dem Fremden ganz schrecklich in das Ohr und haben nicht wenig dazu beigetragen, daß die bergische Mundart wenig beliebt ist. Da hört man hier in mancher Gesellschaft z. B.: *Stücksken, Küchskken, Fräukken, Männeken, Jüngesken, Häusken, Blümken* usw. und in der Mehrzahl: *Stückskes, Blümkes, Männekes, Jüngeskes*, sogar *Dingeskes!* Freilich beschränkt sich diese Unart nur auf bestimmte, der Mundart noch recht nahe stehende Kreise; immerhin ist sie weit genug nach oben gedrungen. In denselben Kreisen sind auch die ‚datt‘, ‚watt‘, ‚ett‘ für *das* (daß), *was* und *es* noch gebräuchlich.“

Schönhage verortet die *ken*-Varianten also eher bei den einfachen Leuten, aber sie seien doch „weit genug nach oben gedrungen“. Und er will sie in denselben – außerhalb des Dialekts angesiedelten – Situationen gehört haben, in denen die Menschen *dat* und *wat* verwenden. Wenn

die Einwohner des Bergischen Landes vor 100 oder 125 Jahren von *dat Männeken* oder den *Jüngeskes* sprachen – wie soll man solche Äußerungen einstufen? Schönhages Mitteilungen belegen auf jeden Fall, dass es sehr erhellend sein könnte, wenn sich von heutigen Varianten und Variantenkonstellationen Verbindungen zu konkreten historischen Sprachformen knüpfen ließen. Wenn wir also Karten für den heutigen Regiolekt interpretieren, werden wir sowohl die Verhältnisse in den Dialekten als auch im nichtdialektalen Sprachspektrum, in der Gegenwart wie in vorangehenden Sprachperioden, einzubeziehen haben.

Wortgeschlecht

Die beiden nächsten Karten haben das Wortgeschlecht von *Sellerie* zum Thema. *Der Sellerie* oder *die Sellerie* – beide Varianten sind im Rheinland anzutreffen. Daneben kommt sogar *dat* (einschließlich: *das*) *Sellerie* vor, eine Variante, die allerdings auf der Dialekttarte häufiger zu finden ist als auf der Regiolektkarte. Beide Kartenbilder lassen kaum eine Arealbildung erkennen: Wahrscheinlich ist überall mit den Alternativen *der/die* zu rechnen. Wie lässt sich das erklären?

Wenn die Angaben im großen „Rheinischen Wörterbuch“ zutreffen, haben die Dialektsprecher im Rheinland vor einem Jahrhundert *Sellerie* als Femininum gebraucht. Für das Gebiet zwischen Kleve und Eifel (und weiter bis jenseits der Mosel) wird im Band 8 des Wörterbuchs nur dieses Wortgeschlecht verzeichnet

(Rheinisches Wörterbuch, Band 8, Sp. 74). Auf meiner Dialekttarte wären die roten Punktsymbole dann als Überreste anzusehen. Grün (*der Sellerie*) stünde dann für eine Übernahme des Wortgeschlechts aus der überregionalen Sprache. Die grünen Symbole treten massiert im Bergischen Land südlich von Cronenberg (Wuppertal) und am nördlichen Niederrhein in Erscheinung. Es fällt auf, dass in der Südwestecke, im Raum Hellenthal-Blankenheim, vergleichsweise oft gelbe Symbole auftauchen. Hier liegt auch Nettersheim, ein Ort, wo auf immerhin drei der insgesamt fünf Fragebogen *Sellerie* als Neutrum gemeldet wurde.

Auf der Dialekttarte „versteckt“ sich sehr viel Variation hinter den eingetragenen Symbolen. Das sei am Beispiel der Orte Goch, Eckum (Rommerskirchen), Köln und Schleiden einmal demonstriert (m: Maskulinum/männlich, f: Femininum/weiblich, n: Neutrum/sächlich; die erste Spalte nennt die Anzahl der Gewährspersonen):¹²

		m	f	n	de
Goch	10	6	2	1	1
Eckum	5	1	3	1	0
Köln	9	4	5	1	0
Schleiden	5	2	2	1	0

Eckum und Köln haben auf der Karte rote Punktsymbole erhalten, das Femininum wurde hier jeweils am häufigsten genannt. Dagegen belegte in Goch die Angabe m den ersten Rang (grün), während für Schleiden lila zu wählen war, weil zwei

Varianten gleich oft vorkamen. Wenn Gewährspersonen als bestimmten Artikel nur *de* (wie einmal in Goch) verwendet hatten, wurde ihre Antwort wegen fehlender Eindeutigkeit nicht gewertet. In vielen Orten des Rheinlands wird man mit Varianten zu rechnen haben. Da aber manche Orte mit nur einem Fragebogen vertreten waren, hatte der Zufall bei dieser Karte zum Wortgeschlecht leichtes Spiel. Die in den Dialekten zu hörenden Lautvarianten unterscheiden sich deutlich von standard-sprachlichem *Sellerie*: Es sind *Zelderey* (oder *Zelderie*) im Norden und *Zellerey* (oder *Zellerie*) im Süden (Rheinisches Wörterbuch, Band 8, Sp. 74).¹³ In Adam Wredes Kölner Dialektwörterbuch wird „*Zellerei*“ als f eingestuft, im Standarddeutschen sei das „*der Sellerie*“ (Wrede 2010, S. 1104).

Die Regiolektkarte zeigt ein ähnliches Bild wie die Dialekttarte: Grün und rot in „bunter“ Mischung: *der Sellerie*, *die Sellerie*. Wie im Dialekt häufen sich die m-Nennungen am nördlichen Niederrhein und im Bergischen Land. Gelb kommt auf der Regiolektkarte insgesamt seltener vor, es erscheint nur zweimal (Jülich, Hürth); in drei weiteren Kommunen wurde *dat/das Sellerie* auf je einem Fragebogen genannt: in Krefeld, Mönchengladbach und Düsseldorf. Bei anderer Fragestellung hätten es vielleicht mehr Nennungen für den Regiolekt werden können: Auf dem Fragebogen 8 hatte ich als anzukreuzende Alternativen lediglich *die Sellerie* und *der Sellerie* angeboten; *dat/das* mussten die Gewährsleute unter „andere“ hinzufügen (s. Abbildung S. 84). Auf dem Dialektfragebogen (Fragebo-

34.-38.: Fragen zum Wortgeschlecht

34. ‚Auto‘: *das/dat Auto* *der Auto* anders:.....
35. ‚Dialekt‘: *das/dat Dialekt* *der Dialekt* anders:.....
36. ‚Gummi [= Gummiring]‘: *das/dat Gummi* *der Gummi* anders:.....
37. ‚Sellerie‘: *die Sellerie* *der Sellerie* anders:.....
38. ‚Triangel‘: *die Triangel* *der Triangel* anders:.....

ILR-Fragebogen 8 (2005): Ausschnitt aus einem Oberhausener Fragebogen.

gen 9) war die Frage dagegen offen, also ohne Antwortvorgaben, gestellt worden.

Im Regiolekt und Dialekt zeigt sich eine ähnliche, kaum Areale formende Alternanz. *Die Sellerie* (f) im Regiolekt lässt sich als Spiegelbild der dialektalen Verhältnisse interpretieren, *der Sellerie* (m) als Anschluss an das überregional geltende Wortgeschlecht oder als Einfluss des Standarddeutschen. Man kann auch beim Individuum, also beim einzelnen Sprecher und bei der Sprecherin, ansetzen: Ich möchte davon ausgehen, dass viele Menschen im Rheinland – anders als Adam Wrede in seinem Wörterbuch – für *Sellerie* (im Dialekt *Zelderey*, *Zellerey* usw.) stets dasselbe Wortgeschlecht verwenden: im Regiolekt (und Standarddeutschen) und im Dialekt – unter der Voraussetzung, dass sie noch über eine Dialektkompetenz verfügen. Die beiden Kartenbilder (Dialekt, Regiolekt) wären dann Momentaufnahmen derselben durch Variabilität geprägten Sprachsituation. Ich nehme auch an, dass die meisten Rheinländer das Genus (Wortgeschlecht) von *Sellerie* unkritisch verwenden: Sie werden, ob sie nun zu *der Sellerie* oder *die Sellerie* tendieren, nicht in einem Wörterbuch

nachschlagen, was denn „richtig“ ist. Für sie wird *die Sellerie*, falls dies ihre individuelle Variante ist, auch als standardsprachlich („hochdeutsch“) gelten.

Der Vergleich beider Karten rückt eine interessante Variantenkonstellation in den Blick: das alternierende Nebeneinander zweier Varianten (*dat Sellerie* bleibe einmal außen vor) in den verschiedenen Sprachlagen eines Ortes bzw. einer Region, also im Dialekt, im Regiolekt und wohl auch im Standard.

In den Dialekten des Rheinlands gibt es eine Menge Substantive mit einem vom Standarddeutschen abweichenden Wortgeschlecht. In der Einleitung des „Bonn-Beueler Sprachschatzes“ werden u.a. aufgelistet (hier nur die standarddeutschen Äquivalente): *Bach*, *Backe*, *Brille*, *Bündel*, *Karussell*, *Lakritze*, *Pastorat*, *Pfirsich*, *Schlips* und *Wiesel* (Bücher 1986, S. XXXI). Solange Dialektsprecher nur unzureichende Kenntnis der Standardsprache hatten, werden sie zum dialektalen Wortgeschlecht geneigt haben. Im Jahr 1935 erschien eine Schrift, die schon vom Titel her an Schönhages Publikation (s.

oben) anknüpfte und den Titel „Bergische Sprachsünden“ trug; darin wurden Abweichungen beim Wortgeschlecht als fehlerhaftes Deutsch gebrandmarkt (Lomberg 1935, S. 10/11):

„Verstöße gegen den richtigen Sprachgebrauch kommen aber vor allem im Küchendeutsch vor. Da wimmelt es nur so von Geschlechtsverschiebungen. Die Mutter schneidet *das Speck* in Streifen, mischt *die Dotter* in die Pfanne, stellt *den Ragout* her, zerbröckelt *den Semmel*, füllt *die Krug* mit Wasser, schüttet *den Petroleum* auf die Lampe und spült *den Porzellan*. Hat sie in der Stadt Einkäufe zu besorgen, so schlägt sie vorher *den Tuch* um die Schultern, sieht überhaupt darauf, daß alles *im Fasson* ist, geht dann in *das Konsum*, kauft *den Öl* und andere Sachen, läßt aber auch häufig in Gedanken *das Regenschirm* stehen.

Ebenso vergeßlich ist der Reiseonkel, wenn er, *das Musterkoffer* in der Hand und *den Brill* auf der Nase, aus dem Zuge steigt und um *den nächsten Eck* nach Hause eilt, um seiner lieben Frau, *dem Mina*, als Reiseandenken *eine neue Mantel* oder sonst etwas für *das Leib* zu überreichen und dann hinterher entdecken muß, daß er in der Eile *den Bündel* mit dem teuern Naschwerk und nicht selten auch noch das *Regenschirm* im Gepäck hat liegen lassen.“

Was ist heute anders? Die Dialektsprecher und Dialektsprecherinnen, die 2011 unseren Fragebogen bearbeitet haben, sind alle längst im Hochdeutschen

zu Hause. Die Frage der „Synchronisation“¹⁴ zwischen Standard und Dialekt (und Regiolekt) stellt sich für sie ganz anders. Die Kluft zwischen der Angabe im „Rheinischen Wörterbuch“ (*die*) und den Ergebnissen der Dialekterhebung 2011 lässt sich nur so erklären, dass sich die Dialektsprechenden im Laufe des 20. Jahrhunderts stark von der überregionalen Sprache haben beeinflussen lassen. Das Besondere am vorliegenden Fall ist, dass *Sellerie* (*Zelderey* usw.) im Alltag wohl oft ohne Artikel verwendet wird (**Da kann noch wat Sellerie rein*). Die Gesprächssituationen, in denen ich überprüfen kann, ob es *der* oder *die* (oder *dat*) *Sellerie* heißt, sind selten. In der Schule bin ich diesem Wort möglicherweise nie begegnet. Das mag den Fortbestand der im Rheinland konkurrierenden Varianten im Falle von *Sellerie* fördern. Bei *Möhre* oder *Banane* sind wir uns dagegen einig, hier ist auch das Wissen um die Norm allgemein verbreitet.

Im letzten Jahr, 2016, ist die zweite Auflage des beeindruckenden „Variantenwörterbuchs des Deutschen“ erschienen. Beim Stichwort *Sellerie* wird als Artikel „der“ genannt mit der Ergänzung „in A [= Österreich] (ohne südost) selten auch Femininum, gemeindt. [= gemeindeutsch] Maskulinum“ (Ammon u. a. 2016, S. 668). Nicht wenige Menschen aus dem Rheinland, die das Variantenwörterbuch in die Hand nehmen, werden an dieser Stelle stutzen.

Schluss

In diesem Aufsatz habe ich Kartenpaare für den Dialekt und den Regiolekt

31. ‚Mädchen‘: *Mädschen* *Mädchen* *Mädjen* andere:.....
32. ‚Gummi‘: *Gummi* *Jummi* andere:.....
33. ‚bisschen‘: *bissken* *bisschen* *bissjen* andere:.....

ILR-Fragebogen 8 (2005): Ausschnitt aus einem Fragebogen aus Engelskirchen.

vorgestellt. Geht man von den Verhältnissen im Dialekt aus, waren in drei Fällen (dargestellt auf zwei Karten) klare areale (räumliche) Gegensätze zu kartieren: bei der Verschiebung von t zu s, bei der Tilgung des auslautenden -n und bei den Verkleinerungsformen. Die beiden entsprechenden Regiolektkarten unterschieden sich maximal voneinander: Bei *essen* wurden alle dialektalen Gegensätze eingeebnet zugunsten der standardsprachlichen („hochdeutschen“) Variante; bei *Jüngskén* (+ *Jüngken*) gegenüber *Jüngelchen* (+ *Jüngchen*) erwies sich dagegen das Kartenbild für den Regiolekt als Widerspiegelung der Arealbildung im Dialekt. Die zwei Karten zum Wortgeschlecht von *Sellerie* ließen kaum areale Verbreitungsmuster erkennen, hier konkurrierten Varianten in „bunter“ Verteilung miteinander. Die Erklärung dieser beiden Kartenbilder geht von einer wechselseitigen Beeinflussung aus, bei der sich Dialekt und Regiolekt (und wohl auch das in der Region gesprochene Standarddeutsch) aneinander anpassen, also „konvergieren“.

Vor etwa vier Jahrzehnten hat Jan Goossens eine ähnliche Analyse durchgeführt, dabei (ältere) Dialektkarten mit den Karten in den beiden ersten Bänden von Jürgen Eichhoffs „Wortatlas der deutschen

Umgangssprache“ (Eichhoff 1977/1978) miteinander vergleichend (Goossens 1979). Er untersuchte insgesamt 24 Kartenpaare, Themen waren ausnahmslos Elemente des Wortschatzes.¹⁵ Es ging u. a. um die dialektalen und umgangssprachlichen Bezeichnungen für ‚fegen‘, ‚Junge‘, ‚Möhre‘ oder ‚Samstag‘. Goossens kam zu dem Ergebnis: „Je großräumiger der Dialektausdruck, um so besser seine Chancen in der Umgangssprache“ (Goossens 1979, S. 50). In einigen Fällen konnte er auch beobachten, dass sich die vergleichsweise kleinen Wortareale im Dialekt auf den Karten im „Wortatlas der deutschen Umgangssprache“ widerspiegelten. Im vorliegenden Aufsatz wurden dagegen Themen der Lautung und der Grammatik bearbeitet; sie scheinen interessante Untersuchungsgegenstände zu sein, wenn es um die Frage der Variantenverteilung im Raum geht und damit um die „Kartenbilder“ für Dialekt und Regiolekt.

„*Dat bissken/bissjen Haushalt*“: Auf dem Regiolektfragebogen von 2005 habe ich auch nach ‚bisschen‘ gefragt und dabei die Varianten *bissken*, *bisschen* und *bissjen* vorgegeben. Die vergleichende Analyse der Altersgruppen 65+ und 16–24 Jahre ergab klare Unterschiede zwischen den Generationen: Die älteren Menschen am Nieder-

rhein bestätigten *bissken* sehr häufig, während diese Variante im Süden (südlich der Benrather Linie) in der ältesten Generation fehlte – wie oben auf der Karte „Jüngskén / Jüngelchen (R)“ für die Altersgruppe 45–64 Jahre. Die jungen Leute am Niederrhein bestätigten 2005 *bissken* ebenfalls, aber doch deutlich seltener (s. Cornelissen 2008, S. 65/66). *Dat bissken Haushalt* als Markenzeichen des niederrheinischen

Literatur

- Atlas zur deutschen Alltagssprache (AdA) [2001ff.]. Von Stephan Elspaß/Robert Möller. <http://www.atlas-alltagssprache.de/> [6. 6. 2017].
- Ammon, Ulrich/Bickel, Hans/Lenz Alexandra N. (Hrsg.) [2016]: Variantenwörterbuch des Deutschen. Die Standardsprache in Österreich, der Schweiz, Deutschland, Liechtenstein, Luxemburg, Ostbelgien und Südtirol sowie Rumänien, Namibia und Mennonitensiedlungen. AutorInnen: Juliane Fink u. a. Unter Mitarbeit von Jakob Ebner u. a. Berlin/Boston.
- Aubin, Hermann/Frings, Theodor/Müller, Josef [1966]: Kulturströmungen und Kulturprovinzen in den Rheinländern. Geschichte, Sprache, Volkskunde. Mit einem Vorwort zur Neuauflage von Franz Petri und Nachworten zum geschichtlichen und volkskundlichen Beitrag von Hermann Aubin und Matthias Zender. 1. Aufl. Bonn 1926. Nachdruck Darmstadt.
- Bücher, Johannes (1986): Bonn-Beueler Sprachschatz. (Rheinische Mundarten, 3). Köln.
- Cornelissen, Georg (2008): Areale Strukturen und generationenabhängige Varianz auf Regiolektkarten des Rheinlands. In: Elspaß, Stephan/König, Werner (Hrsg.): Sprachgeographie digital. Die neue Generation der Sprachatlanten (mit 80 Karten). (Germanistische Linguistik, 190–191). Hildesheim/Zürich/New York, S. 53–72, 246–253.
- Ders. (2010): Zwischen Kötterbecke und Ruhr. Wie spricht Essen? Unter Mitarbeit von Hanna Mengen. Essen.
- Ders. (2014): Der Niederrhein und sein Deutsch. Sprechen tun et fast alle. 4. Aufl. Köln.
- Ders. (2016): Der „Sprachatlas Rheinland“. Im ILR entsteht ein neues Kartenwerk. In: Alltag im Rheinland 2016, S. 12–19.
- Das rheinische Platt. Eine Bestandsaufnahme (1989). Hrsg. von Georg Cornelissen/Peter Honnen/Fritz Langensiepen. Handbuch der rheinischen Mundarten, Teil 1: Texte. (Rheinische Mundarten, 2). Köln.
- Denst, Maria Louise (1999): Bergisches Mundart-Wörterbuch für Kürten-Olpe und Umgebung. Olper Platt. Unter Mitarbeit von Helene Zöller. Bergisch Gladbach.
- Dicks, Karl (1998): Vogteier Wörterbuch. Eine Dokumentation der Mundart in der Vogtei Gelderland. Mit einer Einführung von Georg Cornelissen. Nieuwerkerk.
- Eichhoff, Jürgen (1977, 1978, 1993, 2000): Wortatlas der deutschen Umgangssprachen. Band 1–4. Bern/München.
- Elementaler, Michael/Rosenberg, Peter (2015): Norddeutscher Sprachatlas (NOSA). Band 1: Regiolektale Sprachlagen. Unter Mitarbeit von Liv Andresen u. a. Kartografie, Layout und Satz: Ulrike Schwedler. (Deutsche Dialektgeographie, 113.1). Hildesheim/Zürich/New York.
- Elspaß, Stephan/Möller, Robert s. Atlas zur deutschen Alltagssprache
- Frings, Theodor (1926/1966): Sprache. In: Aubin/Frings/Müller (1926/1966), S. 94–189.
- Goossens, Jan (1979): Zum Verhältnis von mundartlichem und umgangssprachlichem Wortschatz in Niederdeutschland. In: Kramer, Wolfgang/Scheuermann, Ulrich/Stellmacher, Dieter (Hrsg.): Gedenkschrift für Heinrich We-

Regiolekts taugt also besser für ältere Altersgruppen als für Jugendliche. Die Regiolektkarten im vorliegenden Aufsatz, dies zur Wiederholung, basieren ausschließlich auf Fragebogen von 45- bis 64-Jährigen. Deshalb dürfen wir davon ausgehen, dass etwa die Karte für die Bezeichnung eines ‚kleinen Jungen‘ anders aussähe, legte man ihr die Antworten der Jugendlichen zugrunde.

- sche. Neumünster, S. 39–51.
- Honnen, Peter (2012): Kappes, Knies & Klüngel. Regionalwörterbuch des Rheinlands. 7. Aufl. Köln.
- Horster, Theodor (2003): Grammatik einer niederrheinischen Mundart. (Rheinberger Mundart-Grammatik). Rheinberg.
- Lausberg, Helmut/Möller, Robert (2000): Rheinischer Wortatlas. Bonn.
- Lomberg, August (1935): Bergische Sprachsünden. Eine Scheltrede. Wuppertal-Elberfeld.
- Mihm, Arend (2000): Die Rolle der Umgangssprachen seit der Mitte des 20. Jahrhunderts. In: Besch, Werner u. a. (Hrsg.): Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung. 2. Halbband. (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft, 2.2). 2. Aufl. Berlin/New York, S. 2107–2137.
- Möller, Robert (2013): Erscheinungsformen rheinischer Alltagssprache. Untersuchungen zu Variation und Kookkurrenzregularitäten im

Anmerkungen

- 1 Übersetzung: Die letzten vier Wochen vor Weihnachten, da wurde viel gebacken und gebastelt. Und wir Kinder, wir mussten abends immer früh ins Bett. Und da durften wir dann Lieder und Gedichte für das Christkindchen singen.
- 2 Übersetzung: Es war dann abends sehr heimlich zuhause. Da wurde der Ofen schön geheizt, manchmal war er so richtig rotglühend, und da wurde auch noch lange beim Licht gespart, da wurde das Ofentürchen aufgemacht, damit es dort ein bisschen hineinleuchtete in den Raum, dass man ein bisschen sah.
- 3 Das rheinische Platt. Eine Bestandsaufnahme 1989, S. 192, 241. Dort in einer anderen Verschriftung.
- 4 Das ist in Teilen Westfalens schon ganz anders, wie die Karten im Regiolektband des „Norddeutschen Sprachatlas“ und im „Atlas zur deutschen Alltagssprache“ zeigen; s. Elementaler/Rosenberg 2015, S. 199 und Elspaß/Möller, Erste Runde, Zweite Runde (16. 6. 2017).
- 5 Vorgestellt wurde das Projekt bereits im letzten AiR-Jahrgang: Cornelissen 2016.
- 6 S. dazu AiR 2016, S. 82/83.

- „mittleren Bereich“ zwischen Dialekt und Standardsprache. (Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik, Beihefte, 153). Stuttgart.
- Rempel, Katharina (2013): Bonn, Bönnsch & Bonner Deutsch. Sprachliche Vielfalt in der Bundesstadt. Bonn.
- Rheinisches Wörterbuch (1928–1971). Im Auftrag der Preußischen Akademie der Wissenschaften [...] hrsg. und bearbeitet von Josef Müller u. a. Bonn/Berlin.
- Schmidt, Jürgen Erich/Herrgen, Joachim (2011): Sprachdynamik. Eine Einführung in die moderne Regionalsprachenforschung. (Grundlagen der Germanistik, 49). Berlin.
- Schönhage, August (1910): Bergische und andere Sprachsünden. 2. Aufl. Elberfeld.
- Webers, Heinz (2009): Wörterbuch Kriewelsch – Deutsch, Deutsch – Kriewelsch. Krefeld.
- Wrede, Adam (2010): Neuer Kölnischer Sprachschatz. Mit einer Einführung von Peter Honnen. 13. Aufl. Köln.

- 7 Belege nach Webers 2009.
- 8 Belege nach Denst 1999.
- 9 Belege für Rheinberg nach Horster 2003, für Nieukerk nach Dicks 1998, für Winnekendonk nach eigener Kompetenz.
- 10 Für Mihm bildeten sich nördlich der Benrather Linie „in den einzelnen Regionen unter dem Einfluß der Basisdialekte hd. [= hochdeutsch] geprägte Hochsprachen mit unterschiedlichem nd. [= niederdeutschen] Substrat“ heraus, „die die sprachliche Grundlage der späteren Umgangssprachen darstellten“ (Mihm 2000, S. 2112).
- 11 Die kursivierten Belege sind im Original gesperrt gedruckt.
- 12 Mit Mehrfachnennungen.
- 13 In geänderter Schreibung.
- 14 Bei „Synchronisation“ handelt es sich um einen zentralen Begriff in der „Sprachdynamik“ Jürgen Erich Schmidts und Joachim Herrgens (Schmidt / Herrgen 2011, besonders S. 29 und 37). Ich verwende „Synchronisation“ hier für den Abgleich zwischen den Sprachlagen (Varietäten).
- 15 Zum regionalsprachlichen Wortschatz des Rheinlands s. Honnen 2012.

Josef Müller und das Rheinische Wörterbuch

von Peter Honnen

In Heft 2013 von „Alltag im Rheinland“ hat die Redaktion an den großen Bonner Namenforscher Heinrich Dittmaier und seine Zettelkästen erinnert.¹ Der zufällige Fund eines Zeitungsartikels aus dem Jahr 1972 im Archiv des LVR-Instituts für Landeskunde und Regionalgeschichte ist nun Anlass, an einen anderen Bonner Sprachwissenschaftler zu erinnern, dessen Zettelkästen mindestens so legendär sind und der ebenfalls im Bonner Institut für geschichtliche Landeskunde der Rheinlande gearbeitet hat. Es geht um Josef Müller, der das große Rheinische Wörterbuch quasi im Alleingang „geschrieben“ hat, eine heute nahezu unvorstellbare Leistung.

Der Zeitungsartikel des Bonner Generalanzeigers vom 19.4.1972 (siehe S. 90) erinnert an die Vollendung dieses großland-schaftlichen Wörterbuchprojekts im Jahr 1971, fast siebenzig Jahre, nachdem der Bonner Niederlandist Johannes Franck von der Deutschen Commission der Preußischen Akademie der Wissenschaften 1904 den Auftrag zur Erarbeitung eines Wörterbuchs des „Mittelfränkischen“ erhalten hatte.

Der Rheinländer Josef Müller (Foto S. 93) gehörte von Beginn an zum Team der Wörterbuchkanzlei in der Poppelsdorfer Allee in der Bonner Südstadt. 1875 in Aegidienberg im Siebengebirge geboren, hatte er nach dem Abitur in Bonn studiert und 1900 bei Franck mit einer Arbeit über die Mundart seiner Heimatgemeinde promoviert, die erste Dissertation zu einem mundartliche Thema im Rheinland überhaupt.² Schon während seiner anschließenden Oberlehrerzeit in Trier hatte er selbständig damit begonnen, ein moselfränkisches Wörterbuch zu erarbeiten und dafür seine Schüler, die aus allen Teilen des Mosellandes stammten, ständig mit Fragen traktiert. Noch 1964 konnte der Bonner Volkskundler Matthias Zender von „ehrwürdigen Pastoren an der Mosel“ berichten, die „von dieser merkwürdigen Beschäftigung in den Schulpausen“ erzählen konnten.³ Und mit seinem Freund Paul Trense, der für ein ähnliches Wörterbuchprojekt am Niederrhein sammelte, hatte er 1905 einen für die damalige Zeit methodisch sehr innovativen „Aufruf zur Sammlung und Erhaltung des Sprachschatzes der rheinisch-fränkischen Mundarten“ veröffentlicht.

Wörterbuch nach 70 Jahren vollendet

Rheinische Mundarten sterben langsam aus Dialekte in 70000 Fragebögen konserviert

Mammutarbeit der Bonner Volkskundler – Neueste Studien im Seifkant

fu - Nach fast 70 Jahren wissenschaftlicher Arbeit wurde jetzt das Rheinische Wörterbuch im Institut für geschichtliche Landeskunde der Rheinlande mit dem Buchstaben „Z“ beendet. Damit konnte das mit neun Lexikon-Bänden bisher dickleibigste Wörterbuch einer deutschen Mundart abgeschlossen werden. 1904 begann Johannes Franck, später

Bis in die 30er Jahre wurde die umfangreiche Arbeit am Wörterbuch von der Preussischen Akademie der Wissenschaften getragen und unterstützt, seit 1953 half der Landschaftsverband Rheinland. In Berlin über hielt man die Arbeit der Bonner Germanisten und Mundartforscher für so erfolgreich, daß die Akademie nach Bonner Vorbild schon 1911 ähnliche Unternehmen in Königsberg und Marburg und 1927 auch in Münster für Westfalen gründete.

Das Wörterbuch ist eine Gemeinschaftsleistung rheinischer Heimatfreunde und Mundartforscher. Vom Lokomotivführer Lutz a Emmerich bis zum Hülfferrern Thielen

haben Hunderte von freiwilligen Helfern, vor allem Lehrer aller Schulstufen, aber auch Studenten und Schüler, dazu beigetragen, den rheinischen Wortschatz zu erfassen und nach Bonn weiterzugeben. Neben Kladden und Tagebüchern liegen im Institut an der Adenauerallee rund 70 000 Fragebögen, von Mitarbeitern ausgefüllt.

58 verschiedene Fragebögen wurden im Laufe der Jahre mit Fragen zum rheinischen Dialekt und einzelnen Wörtern, Sprichwörtern und ganzen Satzzusammenhängen ins Land geschickt. „Das war nicht immer leicht“, berichtet Matthias Zender. „Zeitweise hatten wir eine geschenkte Druckmaschine, auf der wir den Text setzen konnten und dann wegschickten. Ich habe selbst manchen Fragebogen handgesetzt.“ Die Ernte der 70 000 Fragebögen und der drei Millionen Einzelzettel, der Briefe und Tagebücher ist nun als Archiv

des Rheinischen Wörterbuchs sauber gelagert und jedem Forscher zugänglich.

Das Rheinische Wörterbuch ist selbst schon längst Geschichte geworden. Es spiegelt den mundartlichen Sprachstand der Zeit zwischen 1880 und 1930. „Heute könnten wir ein derartiges Wörterbuch im Rheinland nicht mehr beginnen“, sagt Professor Zender. Über den Bereich schreibt er im Nachwort: „Im Rheinischen Wörterbuch sind die Mundarten aller Orte der ehemaligen preussischen Rheinprovinz, wie sie bis 1919 bestanden, des damaligen Fürstentums (späteren Kreises) Birkenfeld und des Siegerlandes, also des westfälischen Kreises Siegen, berücksichtigt worden. Aus dem nach 1920 zu Belgien gehörenden Kreisem Bupen und Malmady lagen bis zu diesem Zeitpunkt einige größere Sammlungen und die Antworten zu den bis dahin versandten Fragebögen vor.“

Die Arbeit geht weiter. Gemeinsam mit dem Direktor der Instituts-Abteilung für Rheinische Sprachgeschichte ging Zender vor einigen Wochen mit 40 Studenten ins deutsch-holländische Grenzgebiet des Seifkants. Dort untersuchte man gemeinsam die Industrie-Gemeinde Oberbruch. Dort befindet sich seit der Zeit vor der Jahrhundertwende ein Glasstoffwerk.

Die Ergebnisse dieser germanistisch-volkskundlichen Feldstudie waren überraschend. Trotz der langen Industrie-Ansiedlung und der Schichtarbeit ist auch heute die Grundlage des Volkslebens noch agrarisch bestimmt. So feiert man immer noch drei Tage lang zweimal im Jahre Kirnes ohne Rücksicht auf Schicht und Werkarbeit. Die Mundart geht dagegen langsam verloren. So sprachen von 30 Mädchen einer Schulklasse nur noch zwei Dialekt. Die Beteuerungen der älteren Generation, daß man im Dorf noch allgemein Mundart spräche, stimmen seit Jahren nicht mehr.

Das Schwinden der Mundart ist nicht nur bedingt durch Schule, Beruf, Fernsehen und die größere Beweglichkeit und Freizügigkeit der Menschen, sie hat vor allem soziologische Gründe. Viele Eltern und Jugendliche betonen, daß die Mundart das soziale Weiterkommen und Aufsteigen der Kinder behindere.

Man kann bereits heute eine Abhängigkeit der Sprachart vom sozialen Status bemerken. Vielleicht dauert es noch zwei Generationen, bis in diesem Dorf die Mundart verschwunden ist oder von einer Alltagssprache, einem Gemisch aus Hochdeutsch und Dialekt ersetzt wird. Von einer eigenen Mundart wird man dann nicht mehr sprechen können.



Matthias Zender

Gastfamilien für Amerikaner

Für Schüleraustausch gesucht

We - Der Internationale Christliche Jugendaustausch, der seit 1949 Schüleraustauschprogramme innerhalb Europas und zwischen anderen Erdteilen durchführt, sucht für das Jahr von August 1972 bis Juli 1973 noch deutsche Gasteltern, die eines Jungen oder ein Mädchen aus den USA in ihre Familien aufnehmen wollen. Die amerikanischen Schülerinnen und Schüler sind zwischen 15 und 18 Jahren alt, sollen in den Familien leben und eine Schule besuchen. Zur Unterkunft wird seitens des Internationalen Christlichen Jugendaustausches zugezahlt.

Familien, die von August dieses Jahres an einen amerikanischen Jugendlichen aufnehmen wollen, haben die Möglichkeit, im nächsten Jahr ein Kind aus ihrer Familie zu einer amerikanischen Familie zu schicken.

Wer Interesse an einem solchen Austausch hat, kann sich an den „Internationalen Christlichen Jugendaustausch“, 56 Wuppertal-Barmer, Kiefernstraße 45, Tpl. 0 21 21 / 59 60 99 wenden.

Anmeldung der Vorklassenkinder

Vom 20. bis zum 22. April
bei den Schulleitern

General-Anzeiger Bonn 19.4.1972

Es ist deshalb kein Wunder, dass Johannes Franck seinen Schüler sofort zu Beginn der Arbeiten am Rheinischen Wörterbuch hinzuzog und ihn 1907 schließlich aus Trierer Diensten herauskaufte und ihm eine Stelle an einem Bonner Gymnasium besorgte. Es war zu dieser Zeit keineswegs einfach, geeignete Mitarbeiter zu finden, denn an dem Thema „Dialekt“ zeigten die Sprachwissenschaftler der Bonner Universität ein auffallendes Desinteresse und Johannes Franck musste sogar feststellen: „Man trifft Studenten, die sich verletzt fühlen, wenn man Kenntnisse der Mundart voraussetzt.“⁴ Dass es ihm in diesem Umfeld überhaupt gelang, das Wörterbuchprojekt an der Bonner Universität anzusiedeln, erstaunt im Nachhinein, zumal er erst 1912 zum ordentlichen Professor berufen wurde.

Schon deshalb war die Mitarbeit von Josef Müller, der nach kurzer Zeit dafür vom Schuldienst freigestellt wurde, ein großer Glücksfall für das Projekt. Ohne ihn, so darf man getrost spekulieren, wäre das Wörterbuch kaum zu einem Ende gelangt – oder andersherum, vielleicht gar nicht erst über die Planungsphase hinausgekommen. Denn der ursprüngliche Projektplan macht auch heute noch staunen. Allein das Erhebungsgebiet, die gesamte ehemalige preußische Rheinprovinz von Saarbrücken bis Emmerich mit der wohl kleinräumigsten und variantenreichsten Dialektlandschaft im deutschen Sprachgebiet, war anspruchsvoll genug. Aber das Rheinische Wörterbuch sollte nicht nur den Sprachstand der damaligen Gegen-

wart (sogar bis hin zu umgangssprachlichen Formen), sondern auch den historischen Bestand erfassen und gleichzeitig die Flurnamen, Personennamen und die Fachsprachen bis hin zu den Krämersprachen dokumentieren.⁵

Mit der Erfüllung dieses mehr als ambitionierten Plans ist unter der Leitung von Johannes Franck auch tatsächlich angefangen worden: „So begannen er selbst und seine Mitarbeiter mit dem Exzerpieren von älteren Quellen, und bis 1914 waren alle bis dahin gedruckt vorliegenden Urkundenbücher, Chroniken und historischen Beiträge in Zeitschriften durchgearbeitet. Schon bei dieser Arbeit macht die Fülle des Materials zu schaffen; als man aber an ungedruckte Quellen heranging, wuchs die Aufgabe, die man sich gestellt hatte, ins Riesenhafte,“⁶ zumal auch „die Sammlung aller gegenwärtigen und urkundlich bezeugten Vor-, Personen-, Orts- und Flurnamen eingeschlossen“⁷ war. Dennoch entstanden nach diesem umfassenden Plan nach 1919 „vierzehn Quartbände Manuskript, je 600 Seiten enthaltend und die Buchstaben A-B behandelnd, in denen das Leben jedes Wortes durch zahlreiche urkundliche und aus dem heutigen Leben gegriffene Belegsätze beleuchtet wurde, Volkskundliches gliederte sich...an.“⁸

Man muss heute rückblickend sagen: *Wow, was wäre das für ein wahnsinnig tolles Wörterbuch geworden!* Es wäre so etwas wie die eierlegende Wollmichsau der rheinischen Sprachgeschichte gewesen, das

auf alle nur denkbaren Fragen eine Antwort hätte geben können. Doch gerechterweise muss man heute auch sagen: Es ist ein Glücksfall, dass dieses Wörterbuchkonzept unter der Leitung von Josef Müller nie realisiert worden ist – das Wörterbuch wäre mit Sicherheit noch heute längst nicht fertig. Schon vor 1914, dem Todesjahr von Johannes Franck, muss Josef Müller klar geworden sein, dass die ursprüngliche Planung völlig unrealistisch war.⁹ Im selben Jahr zum leitenden Redakteur der Wörterbuchkanzlei ernannt, erarbeitete er mit seinen Mitarbeitern ein drastisch abgespecktes Konzept, das auf historische und, bis auf Vornamenformen, alle namenkundlichen Belege verzichtete. Man kann sich gut vorstellen, wie schwer es ihnen gefallen sein muss, das in mühseliger Arbeit erhobene Material im Institutskeller einzumotten.¹⁰

Nach dieser Revision sollte das Rheinische Wörterbuch nur noch „alle Wörter [enthalten], wie sie im 19. Jahrhundert bis heute in der Mundart geläufig waren oder noch sind,“¹¹ wobei das Wörtchen „nur“ an dieser Stelle eine eigentlich schon unverschämte Untertreibung ist. Denn Josef Müller musste einen sich über eine Länge von dreihundert Kilometern erstreckenden Sprachraum dokumentieren, der von niederfränkischen Dialekten im Norden bis zu rheinfränkischen im Süden reichte; er musste das methodische Rüstzeug zur Materialsammlung erarbeiten, freie Mitarbeiter (Exploratoren) anwerben und betreuen, Fragebogen entwerfen und verschicken, gedruckte und handschriftliche

Quellen exzerpieren und schließlich die Druckvorlage erstellen. Deshalb erschien er von nun an „Werktag wie Sonntag von 9–14 und von 16–21, oft 22 Uhr in seinem meist verqualmten Arbeitsraum und schrieb Seite um Seite in einer Schrift, die außer dem Setzer nur noch drei Mitarbeiter lesen konnten.“¹² Das tat er, ohne Ferien oder Wochenenden, genau 31 Jahre lang. „Seit etwa 1940 konnte er fast nur noch im Bette arbeiten. Aber er blieb unermüdlich, benutzte als Schreibunterlage ein Zeichenbrett und hatte das Material auf Aktenböcken rechts und links von sich. Im Spätsommer 1944 schwanden die Kräfte, mitten in der Arbeit am Buchstaben ‚Z‘.“¹³ (Zum letzten von ihm erarbeiteten Wortartikel „zeisig“ siehe Abb. S. 94).

Als er starb, waren sechs Bände des Wörterbuchs gedruckt, zu den drei folgenden hinterließ er ein handschriftliches Manuskript (das von Heinrich Dittmaier bis 1970 für den Druck bearbeitet wurde). Damit ist das Rheinische Wörterbuch das einzige großlandschaftliche Wörterbuch, das im Grunde aus einer Hand stammt. Denn auch wenn Josef Müller selbstverständlich Helfer hatte und auf über zweitausend freie Mitarbeiter und Zuträger zurückgreifen konnte, kann man ihn doch mit Fug und Recht „Autor“ des Rheinischen Wörterbuchs nennen. Wie er es geschafft hat, nur mit Hilfe von Zettelkästen eines der umfangreichsten Wörterbücher zu verfassen, kann man sich in Zeiten von automatischer Datenverarbeitung und Datenbanken nicht mehr vorstellen. Und dennoch ist das Rheinische Wörterbuch notorisch

zuverlässig. Es wird in der Sprachabteilung des LVR-Instituts für Landeskunde mehrmals täglich benutzt, und bislang ist kaum eine Lücke gefunden worden. Selbst die Suche nach äußerst seltenen oder gar obskuren Mundartwörtern endet regelmäßig in einem erleichterten Seufzer *Es steht tatsächlich drin*. Das Staunen in der Sprachabteilung über die Leistung Josef Müllers wird wohl nicht aufhören.

Deshalb soll hier auch nicht über offensichtliche Mängel des Projekts diskutiert werden, die sicherlich aus der Zeit seiner Entstehung zu erklären sind und in der Sprachwissenschaft oft genug benannt wurden. Ein Wermutstropfen allerdings darf bei der Erinnerung an Josef Müller und sein Wörterbuch nicht unerwähnt bleiben: Es wird nur sehr selten von denjenigen benutzt, für die es eigentlich geschrieben wurde, die Mundartsprecherinnen und -sprecher im Rheinland. Schon nach den ersten Lieferungen war die Enttäuschung bei „Heimatsfreunden und Regionalforschern ausnahmslos. Die vielen Abkürzungen, die phonetischen Zeichen, vor allem aber das fremdartige Stichwort schreckten ab und versiegelten das Buch für Laien.“¹⁴ So ist es leider bis heute geblieben. Das ist sehr schade, denn das Rheinische Wörterbuch ist ein Füllhorn an Redewendungen, Sprichwörtern und treffenden Satzbeispielen, kleinen volkskundlichen Abhandlungen und Beschreibungen des alltäglichen Lebens um 1900. Es könnte ein rheinisches Lesebuch sein, wenn es denn einfacher zu benutzen und auch außerhalb der großen Bibliotheken zugänglich wäre.



Josef Müller

Ein weiterer, immer wieder zu hörender Einwand lautet: *Man findet nichts in diesem riesigen Wörterbuchs*. Diese Vorwürfe haben seit geraumer Zeit jedoch ihre Berechtigung verloren. Die Universität Trier stellt im Zuge des großen Projekts „Digitaler Verbund von Dialektwörterbüchern“ seit 2004 alle deutschen großlandschaftlichen Mundartwörterbücher und andere wichtige Wörterbücher wie das Grimmsche ins Netz. Unter der Adresse <http://www.woerterbuchnetz.de> kann so auch das Rheinische Wörterbuch von jedermann eingesehen werden – und dank der linksseitigen Laufleiste, die wirklich alle Wortformen verzeichnet, ist das Auffinden der entsprechenden Stichwörter ein Kinderspiel. Deshalb soll diese Erinnerung an Josef Müller gleichzeitig auch die

Aufforderung an die Leserinnen und Leser sein, sein Wörterbuch in der digitalisierten Variante mit ihren umfassenden Suchfunktionen von nun an intensiv zu nutzen. Die Sprachabteilung des LVR-Instituts für Landeskunde, die im Übrigen ein später Ableger der Wörterbuchkanzlei des Rheinischen Wörterbuchs ist, garantiert Spaß und Aha-Erlebnisse bei der Lektüre. Es wäre schön, wenn sich die ganze Mühe Josef Müllers nun endlich im digitalen Zeitalter doch noch gelohnt haben sollte.

Das gilt auch für die Arbeit der Fachleute in Trier. Denn wie seine Entstehung ist auch die Digitalisierung des Rheinischen Wörterbuchs *eine Geschichte für sich*, wie man im Rheinland sagt. Wer jemals einen Blick in das Wörterbuch mit seinem äußerst komplizierten Druckbild geworfen hat (s. Abb. S. 95), dürfte die Beschreibung des dabei verwendeten Verfahrens für eine moderne Wanderlegende halten.¹⁵

Das Wörterbuch mit seinen neun Bänden und 14000 Spalten wurde nämlich komplett in China von Typisten manuell in ein Textverarbeitungsprogramm eingegeben. Dort haben also Menschen einen für sie völlig unverständlichen Text mit seltenen Sonderzeichen, ständig wechselnden Formatierungen und Abkürzungen in einer für sie exotischen Sprache zeichengetreu abgetippt. Und das gleich doppelt, denn erst durch den Vergleich der beiden Versionen konnte in Trier anschließend eine fehlerfreie Endfassung erstellt werden.

So verrückt dieses Verfahren auch erscheint, ist damit das Rheinische Wörterbuch fast einhundert Jahre nach Drucklegung der ersten Lieferung endlich für alle Interessierten in einer nutzerfreundlichen Form jederzeit einsehbar. Josef Müller hat das sicherlich noch nicht einmal zu träumen gewagt.

Literatur

Walter Hoffmann: Müller, Josef. In: Neue Deutsche Biographie (NDB). Band 18, Duncker & Humblot, Berlin 1997.

Peter Honnen: Heinrich Dittmaier – der Herr der Zettel. In: Alltag im Rheinland 2013, S. 31-43

Rheinisches Wörterbuch. Im Auftrag der Preussischen Akademie der Wissenschaften, der Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde und des Provinzialverbandes der Rheinprovinz auf Grund der von Johannes Franck begonnenen, von allen Kreisen des Rheinischen Volkes unterstützten Sammlung bearbeitet und herausgegeben von Josef Müller, Heinrich Dittmaier, Rudolf Schützeichel und Matthias Zender. 9 Bände. Bonn/Berlin 1928–1971.

Matthias Zender: Das Rheinische Wörterbuch von 1904 bis 1964. In: Rheinische Vierteljahrsblätter 29/1964, S. 200-222.

Matthias Zender: Das Rheinische Wörterbuch. In: Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik NF. 17, 1976, S. 133-142.

Matthias Zender: Prinzipien und Praxis dialektaler Lexikographie am Beispiel des Rheinischen Wörterbuchs. In: Dialektologie. Handbuch zur deutschen und allgemeinen Dialektforschung, hrsg. von Werner Besch u.a., Band 1.1 Berlin/New York 1982, S. 113-126.

<http://dww.uni-trier.de/de/das-projekt/vollte/>

Anmerkungen

- 1 Honnen 2013
- 2 Josef Müller
- 3 Zender 1964 205
- 4 Zender 1964 204
- 5 Vorwort des Rheinischen Wörterbuchs IV
- 6 Zender 1976 135.
- 7 Vorwort des Rheinischen Wörterbuchs IV
- 8 Vorwort des Rheinischen Wörterbuchs IV
- 9 Zender 1964 208

- 10 Ein Trost und Kompromiss war, dass der Kölner Adam Wrede zeitgleich damit beauftragt war, die Bestände des historischen Archivs der Stadt Köln für einen „Altkölnischen Sprachschatz“ durchzuarbeiten.
- 11 Vorwort zum Rheinischen Wörterbuch V
- 12 Zender 1964 208
- 13 Zender 1964 210
- 14 Zender 1982 121
- 15 siehe <http://dww.uni-trier.de/de/>

LESEN

Kulturlandschaft und Immaterielles Kulturerbe

Der Bund Heimat und Umwelt in Deutschland (BHU) lud am 8./9. Dezember 2016 gemeinsam mit dem Niedersächsischen Heimatbund und der Leibniz Universität Hannover zur Tagung „Kulturlandschaft und Immaterielles Kulturerbe“ ein.

„Wissen und Bräuche in Bezug auf die Natur und das Universum“ ist einer von fünf im UNESCO-Übereinkommen zur Erhaltung des immateriellen Kulturerbes genannten Bereiche. Die Referate der Tagung befassten sich mit dem traditionellen Wissen über Entstehung, Erhaltung und Entwicklung von Landschaften und speziellen Landschaftselementen. Im Programm der Tagung ging es beispielsweise um Flechthecken, Reetdächer, Trockensteinmauern oder Köhlerei, um Waldgenossenschaften und Feldgeschworenenwesen in Franken, sowie um Beispiele Immateriellen Kulturerbes in Österreich. Als Beispiel aus dem Rheinland beleuchtete Dagmar Hänel die 2016 in das bundesweite Verzeichnis des Immateriellen Kulturerbes aufgenommene Fischereibruderschaft zu Bergheim an der Sieg als eine regionale kulturlandschaftliche Tradition, „als Beispiel für die Wechselwirkungen zwischen Menschen und ihrer Umwelt“.

Die Ergebnisse der Tagung liegen nun in einer Publikation vor. Die Beiträge zeigen auf, wie Kulturerbetechniken weitergegeben werden können; auch stehen „Aspekte

wie Wissen, Wahrnehmung und Erzählkultur in Bezug auf Landschaft im Fokus, die die Identität von Heimat prägen“. Sie machen deutlich, dass landschaftliche Vielfalt in enger Beziehung zu kultureller Vielfalt steht.

Immaterielles Kulturerbe formt Kulturlandschaft.

Dokumentation der Tagung „Kulturlandschaft und Immaterielles Kulturerbe“ am 8. und 9. Dezember 2016 in Hannover. Herausgeber: Bund Heimat und Umwelt (BHU), Bundesverband für Kultur, Natur und Heimat e.V. Bonn 2016. 108 Seiten, zahlreiche Abbildungen. (Publikation kostenfrei, Spende erbeten. Bestellung beim Herausgeber: bestellung@bhu.de)

Alois Döring

LESEN

Das Münsterland und sein Dialekt

Ein Büchlein (von 103 Seiten), wie es in NRW bislang noch keins gab: Eine Einführung in einen regionalen Dialekt, hier in das Platt des Münsterlandes. Warum hat es so lange gedauert, bis erstmals ein Sprachforscher ein Projekt dieser Art in Angriff genommen hat?

Schwer zu sagen, aber es hängt vermutlich auch damit zusammen, dass es alles andere als einfach ist, für Leserinnen und Leser verständlich zu schreiben, die ein großes Interesse für den Dialekt

mitbringen, aber kein germanistisches Universitätsexamen vorzuweisen haben. Komplexe Sachverhalte sind dabei zu vereinfachen, akustische Phänomene anschaulich darzustellen. Die Begrifflichkeit muss sich im Rahmen der Alltagssprache bewegen – und das Ganze soll am besten auch noch unterhaltsam daherkommen, „trocken“ darf es auf keinen Fall sein ... Markus Denkler hat es geschafft: Seine Einführung ist gut zu lesen und bietet viele Informationen; er geht u. a. den folgenden Fragen nach (hier nach dem Text auf der hinteren Umschlagseite): „Wo verlaufen die Grenzen des Münsterländischen? Wie ist es intern gegliedert? Wie drückt sich der Rückgang des münsterländischen Platt zahlenmäßig aus, und wie wird er wahrgenommen?“ Thematisiert werden viele andere Aspekte bis hin zu „Münsterländisch in der politischen Propaganda“ (S. 55-61). Das Kapitel über grammatische Besonderheiten im Dialekt des Münsterlandes haben wir oben vollständig abgedruckt (s. S. 45-51 in der vorliegenden AiR-Ausgabe).

Über das Buch verteilt stößt der Leser auf Info-Kästen und farbige Sprachkarten, Fotos und längere Textbeispiele illustrieren die Darstellung. Diese Textbeispiele lassen sich sogar abhören – mit einem Smartphone und im Internet. Ein Hoch auf die digitalen Medien! Zu wünschen ist zweierlei. Erstens, dass im Münsterland, wo die Zahl der Dialektsprecher in den letzten Jahrzehnten doch rapide gesunken ist, viele an Sprache Interessierte diese lesenswerte Einführung in die Hand

bekommen. Und zweitens, dass bald weitere Bändchen für andere Dialektregionen folgen können; Pläne dazu gibt es in Münster schon. Der Verlag Aschendorff hat die Schrift als Band 1 einer neuen Reihe, „Westfälische Mundarten“, herausgebracht.

Markus Denkler:

Das münsterländische Platt.

(Westfälische Mundarten, Band 1). Aschendorff Verlag, Münster 2017. 103 Seiten, zahlreiche Abbildungen und Hörproben. ISBN 978-3-402-14344-5.

LESEN

Von Wundern, Pilgern, Lustbarkeiten und Fahrenden

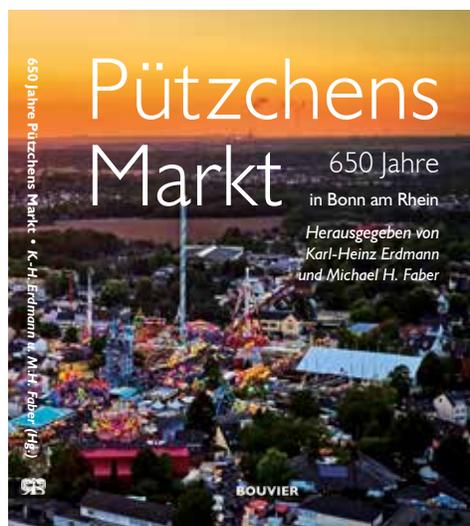
Aktuelles Buch über 650 Jahre Pützchens Markt

Pützchens Markt, heute einer der größten und umsatzstärksten Jahrmärkte in Deutschland, hat seine Wurzeln im Marktgeschehen rund um die Verehrung der heiligen Adelheid von Vilich, das vor rund 650 Jahren begann. Aus Anlass dieses Jubiläums haben namhafte Kulturwissenschaftlerinnen und -wissenschaftler, allesamt Jahrmarkt-Fans, erstmals eine umfassende Kulturgeschichte dieses schönen Volksfestes am Rhein zusammengetragen. „Pützchens Markt. 650 Jahre in Bonn am Rhein“: Die von der Bundesstadt Bonn, dem Landschaftsverband Rheinland, der Sparkasse KölnBonn und Peter Wild Immobilien geförderte

Dokumentation erscheint Ende August im Bonner Bouvier-Verlag.

Auf 300 Seiten, mit Hunderten von Abbildungen reich illustriert, zeichnen die Autorinnen und Autoren die Entwicklung des Marktgeschehens und Vergnügungsfestes aus der Verehrung der heiligen Adelheid und der damit verbundenen Wallfahrt zu ihrem „Pützchen“ nach, einem Brunnchen, an der die Äbtissin heilsame Wunder vollbracht haben soll. An diesem Pützchen erwuchs im Laufe der Jahrhunderte der gleichnamige Ort im heutigen Bezirk Beuel der Bundesstadt Bonn.

Die Entstehung der Adelheidis-Verehrung und die Entwicklung des Wallfahrtswesens, die Ausgestaltung des Jahrmarktes und der Wandel der Schaustellungen im Verlauf der letzten 200 Jahre, der „Plutenmarkt“ als bis heute lebendiger Krammarkt, die früher und bis heute in Restformen erhaltenen Hauswirtschaften als typischer Bestandteil des Jahrmarktes in Pützchen, der Wandel des gastronomischen Angebots und des Glücksspiels auf dem Jahrmarkt, Postkarten-Grüße vom Pützchens Markt und Skurriles wie der „Foto-Eisbär“ – all dies sind Themen, in die das Kulturwissenschaftlerteam eingetaucht ist. Ausführlich werden auch Tradition und Wandel der Bräuche beschrieben, die den Pützchens Markt charakterisieren: Vom Gottesdienst im Festzelt, dem „Komödianten-Umzug“ und dem „Tag der Heimkinder“ bis zur Brauch-Innovation des Festumzugs. Ebenso wird aber auch mit überlieferten Falschinformationen aufgeräumt: etwa



zur Beteiligung von Sinti und Roma am Marktgeschehen. Und natürlich kommen auch viele Schausteller, Marktbesicker und Zeitzeugen zu Wort. Fundiert recherchiert und dokumentiert, bietet das Buch sowohl eine erstmalige wissenschaftliche Bestandsaufnahme als auch eine kurzweilige Lektüre. Eine Monographie, wie es sie bislang nur für wenige Volksfeste und Jahrmärkte in Deutschland gibt.

Die Beiträge:

- Lebendig seit Jahrhunderten. Volksfestkultur in Deutschland (Michael H. Faber)
- Die Geschichte von Pützchens Markt (Karl-Heinz Erdmann und Michael H. Faber)
- Adelheid und der „Heylsame Brunn“. Geschichte der Heiligenverehrung und der Wallfahrt (Alois Döring)
- „Zigeuner“ auf Pützchens Markt. Versuch einer Annäherung (Marco Heinz)
- Gruß vom Pützchens Markt. Ansichts-

KUCKEN

Auszeit in Pützchen

Der Jahrmarkt vor der Haustür
Bonn, 2016

DVD / 42 Minuten /inklusive umfangreichem Begleitmaterial
Schunkeln im Bayernzelt. Schaukeln in der Riesengondel. Waffeln backen mit der Pfarrerin und Entenangeln mit den Kindern. Ordnungshüter drücken die Schulbank, Stadtsoldaten servieren Erbsensuppe und die Nachbarin stößt mit ihren Freundinnen „Auf einen schönen Pützchens Markt!“ an. Wenn die Kirmes in den Ortsteil kommt, herrscht Auszeit in Pützchen!

Die Großveranstaltung bringt nicht nur eine bunte Erlebniswelt bis vor die Haustüren der Anwohner, sie führt auch unterschiedliche Menschen zusammen: Schaustellerfamilien, Ehrenamtliche, Organisatoren, Besucherinnen und Besucher von nah und fern. Welche Erinnerungen, Erfahrungen und Erwartungen knüpfen sie an Pützchens Markt? Das verrät die aktuelle Filmdokumentation des LVR-Instituts für Landeskunde und Regionalgeschichte. Die Kamera besucht den „Leitungstest“ in einer Hauswirtschaft, begleitet einen Bummel über den Plutenmarkt, blickt hinter die Kulissen eines Fahrgeschäfts und schaut dem Marktamt in seinem improvisierten Büro in der Grundschule über die Schulter. Und immer wieder taucht der Film ein in die schillernde Kirmes-Atmosphäre und ihre

karten und Fotografien vom Jahrmarkt (Michael H. Faber)

- Pützchens Markt mit den Augen eines Künstlers: der Fotograf Jens Unglaube (Ute Herborg)
- Ein Tag auf Pützchens Markt. Erinnerungen (Heribert Faber)
- Genuss im Wandel. Speis, Trank und Süßes auf dem Pützchens Markt (Michael H. Faber)
- Geschick, Kraft oder pures Glück. Spiele auf Pützchens Markt (Michael H. Faber)
- Bräuche rund um Pützchens Markt (Dagmar Hänel)
- Ein Jahr im Zeitraffer: Terminkalender Pützchens Markt (Pia Baumert und Karl-Heinz Erdmann)
- Zwischen Gottesdienst und Geisterbahn. Pützchens Markt als Erinnerungsort und Erlebnisraum (Gabriele Dafft)
- Pützchens Markt aus Sicht von Besuchern (Michael H. Faber)
- Bilderstrecke 1960er- bis 2010er-Jahre (Karl-Heinz Erdmann und Michael H. Faber)

Karl-Heinz Erdmann, Michael H. Faber (Hrsg.):

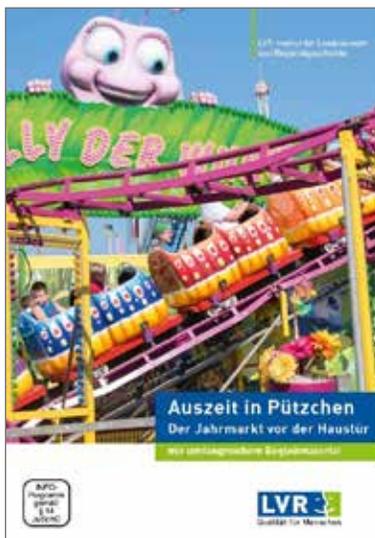
Pützchens Markt. 650 Jahre in Bonn am Rhein. Mit Beiträgen von Pia Baumert, Gabriele Dafft, Alois Döring, Karl-Heinz Erdmann, Heribert Faber, Michael H. Faber, Dagmar Hänel, Marco Heinz und Ute Herborg.

Bouvier-Verlag, Bonn 2017.

296 Seiten, zahlreiche Abbildungen.

ISBN 978-3-416-04014-3

vielfältigen Rituale zwischen offiziellem Fassanstich und privater Familientradition. Eine besondere Faszination geht von den scheinbaren Widersprüchen aus, die der Jahrmarkt vereint. Zum Beispiel, wenn am Brünchen vor der St. Adelheid Kirche die stille, religiöse Tradition des Augenwaschens in unmittelbarer Nähe des Rummels gelebt wird.



fahrt zurück. Aus der Notwendigkeit, Pilger zu versorgen und zu unterhalten, entwickelte sich allmählich die Kirmes zu ihrer heutigen Form. Schaustellerfamilien und Geistliche, Anwohner und Auswärtige, Vergnügungssuchende und Organisatoren begegnen sich bei Festumzug, Fassanstich und Gottesdienst. Ein bunter Mikrokosmos, der bereits Ende der 1970er Jahre

die Volkskunde-Abteilung des heutigen Instituts für Landeskunde und Regionalgeschichte in seinen Bann zog, so dass drei Filmdokumentationen zur Wallfahrt und zum Jahrmarkt entstanden sind. Die Kamera war zum Beispiel beim Aufbau der Fahrgeschäfte dabei, drehte eine Kindstaupe im Festzelt und das „Ständeln“ der Schausteller.

In der Reihe „Filmschätzchen“ präsentieren wir nun Auszüge aus diesen Filmen, technisch überarbeitet und neu geschnitten. Sie sind nicht nur ein wertvolles Dokument vergangener Festkultur und religiösen Alltagslebens, sondern laden die Zuschauerinnen und Zuschauer ein, sich an persönliche Erlebnisse – vergangene oder aktuellere – auf Pützchens Markt zu erinnern.

Dauer: 30 min

Infos: rheinische-landeskunde@lvr.de

Die DVD kann zum Preis von 15 Euro erworben werden. Bestellungen bitte an: LVR-Institut für Landeskunde und Regionalgeschichte
Endenicher Str. 133, 53115 Bonn
E-mail: Gabriele.Scheibe@lvr.de.

KUCKEN

Filmschätzchen: Von Adelheid bis Zuckerwatte

Bonn 1967/1977 Neubearbeitung 2016
Ein Film des LVR-Instituts für Landeskunde und Regionalgeschichte

Wenn sich im September rund eine Million Menschen zwischen Autoscooter und Zuckerwatte amüsieren und Bonn-Beuel fünf Tage zur Hochburg für Kirmesfans wird, ist es wieder soweit: Pützchens Markt ist angesagt! Der traditionsreiche Jahrmarkt geht auf die Adelheidis-Wall-

KUCKEN

Von Blasorchester, Bürgerbus und Bauernhof. Innensichten eines Dorfes

Loikum 2015-2017

DVD / 91 Minuten / mit umfangreichem Booklet

Kein Bäcker und kein Laden, dafür Kühe, Felder und Windkraftanlagen. Wie lebt es sich in einem Dorf am Niederrhein? Warum entscheiden sich Menschen für ein Leben auf dem Land? Mit diesen Fragen begann eine über einjährige Beobachtung des Dorfes Loikum, einem Ortsteil von Hamminkeln im Kreis Wesel. Im November 2015 begannen die Dreharbeiten mit dem Martinszug im Dorf. Es folgten das Jubiläumsfest der Gemein-



de St. Antonius und natürlich das Schützenfest. Einige der zahlreichen Vereine und Gruppen im Dorf werden (stellvertretend für alle) genauer portraitiert: Das Blasorchester, der Kirchenchor und eine Frauen-Theatergruppe.

Herausgearbeitet werden Elemente, die als typisch für dörfliches Leben gelten können: Bestimmte dörfliche Räume wie Dorfplatz, Bürgerhalle, Gastwirtschaft und Kirche gehörten ebenso dazu wie von den Dorfbewohnerinnen und -bewohnern eigeninitiativ entwickelte Infrastrukturen wie der Bauernmarkt und der Bürgerbus. Das Bauerncafé der Landfrauen lockt regelmäßig Gäste aus der näheren und weiteren Umgebung nach Loikum.

Der Film stellt das Dorf aus einer Innensicht heraus vor: Loikumerinnen und Loikumer gewähren Einblick in ihren Alltag und erzählen ihre Geschichten. Daraus entsteht ein vielschichtiges Portrait eines Dorfes, dessen Bewohnerinnen und Bewohner aktiv und bewusst ihr Leben in einer Dorfgemeinschaft gestalten.

Alteingesessene, Zugezogene, Zurückgekehrte – unterschiedliche Perspektiven auf das Dorf prägen den ethnographischen Blick auf den ländlichen Raum und seine Menschen. Die Einblicke in Strukturen eines Dorfes zeigen die Herausforderungen zwischen Landidylle und Strukturwandel, die den Alltag der Menschen prägen. In der gemeinsamen Gestaltung und Bewältigung des Alltags entsteht ein Gefühl von lokaler Identität und Zugehörigkeit, oder wie es einer der Protagonisten zusammenfasst: „Loikum ist Heimat.“

Die DVD kann zum Preis von 15 Euro erworben werden. Bestellungen bitte an: LVR-Institut für Landeskunde und Regionalgeschichte

Endericher Str. 133
53115 Bonn
E-mail: Gabriele.Scheibe@lvr.de.

MITMACHEN

Wie klingt Heimat?

Wie klingt Heimat: Wie das Tuckern der Schiffe auf dem Rhein? Wie das Tick-Tack von Omas alter Uhr? Wie das Stimmengewirr in der Lieblingskneipe? Oder wie ein Songklassiker an Karneval? Wir möchten unser Projekt „Sounds of Heimat“ (s. Seite 58) gerne ergänzen und sind auf der Suche nach weiteren Geräuscherinnerungen und -geschichten.

Fallen Ihnen bestimmte Töne, Musik oder ganze Klangkulissen ein, wenn Sie an „Heimat“ denken? Was ist „Heimat“ überhaupt aus Ihrer Sicht?

Wir freuen uns, wenn Sie uns von Ihren persönlichen „Sounds of Heimat“ erzählen und Kontakt zu uns aufnehmen. Die Ergebnisse werden in unsere Forschungen einfließen. Über Veröffentlichungen berichten wir an dieser Stelle oder auf unserer Homepage.

Ansprechpartnerin für das Projekt:

Gabriele Dafft
LVR-Institut für Landeskunde und Regionalgeschichte
Endericher Str. 133
53115 Bonn
Mail: gabriele.dafft@lvr.de
Telefon: 0228-9834-207
www.rheinische-landeskunde.de



GETAGT

Unbekanntes lebendiges Kulturerbe

Informationsveranstaltung des Landesheimatbundes Sachsen-Anhalt im Nietzsche-Dokumentationszentrum Naumburg/Saale am 24.6.2017

Bauwerke als geschützte Welterbestätten sind hinlänglich bekannt. Darüber hinaus steht ein tradiertes Erbe zur Verfügung, zu dem gesellschaftliche Bräuche, darstellende Künste, mündliche Überlieferungen, Naturwissen und handwerkliche Fertigkeiten gehören. Derzeit befinden sich 68 Kulturformen und vier Erhaltungsprogramme (Gute Praxis-Beispiele) im bundesweiten Verzeichnis dieses Immateriellen Kulturerbes der UNESCO.

Seitdem die Bundesrepublik Deutschland 2013 der UNESCO-Konvention zur Erhaltung des Immateriellen Kulturerbes beigetreten ist, können sich Initiativen und Vereine, Gruppen und Gemeinschaften um die Aufnahme in die Liste immateriellen Kulturerbes bewerben. Zu der Informationsveranstaltung waren Interessierte und Aktive in Vereinen und Initiativen, MitarbeiterInnen in den Verwaltungen von Landkreisen und Städten, die sich für die Ausdrucksformen lebendigen kulturellen Erbes interessieren, eingeladen. Ca. 35 TeilnehmerInnen fanden sich in Naumburg ein.

Grußworte von Prof. Dr. Konrad Breitenborn, Präsident des Landesheimatbundes Sachsen-Anhalt e.V., Staatsminister

Rainer Robra, Chef der Staatskanzlei und Minister für Kultur Sachsen-Anhalt, Bernhard Küper, Oberbürgermeister der Stadt Naumburg, eröffneten die Veranstaltung. Gedanken zum Thema trugen Dr. Ralf Eichberg, Leiter Nietzsche-Dokumentationszentrum („Sammeln und aktualisieren. Nietzsches Erbe heute“) und Dr. Inge Gotzmann, Bundesgeschäftsführerin BHU Bonn („Vernetzung des bürgerschaftlichen Engagements“) vor. Während Staatsminister Robra ein Kataster des Immateriellen Kulturerbes für Sachsen-Anhalt als Bestandsaufnahme anregte, wies Frau Gotzmann auf die breite Trägerschaft der Traditionen hin, die auch Handwerkstraditionen und Gestaltungselemente in der Kulturlandschaft einschließt.

Dr. Irene Ziehe, Berlin (Museum Europäischer Kulturen), thematisierte im ersten Vortrag „Hans Hahne: Von Bräuchen und Spielen: Hans Hahnes (1875-1935) Wirken in Mitteldeutschland“ bis heute nachwirkende völkische Forschungen. Hans Hahne, der von 1912 bis zu seinem Tode 1935 das Museum leitete und prägte, stellt für die Wissenschaftsgeschichte sowohl der Archäologie als auch der Volkskunde eine Persönlichkeit dar, die viel Zeittypisches, so viel Zeitprägendes verkörpert. Für den „Volkheitskundler“ galt das „Brauchtum“ als Ausdruck „lebendiger Beziehungen zwischen Vorzeit und Gegenwart“. Der „Deutschtums-Apostel“ – so Irene Ziehe – propagierte eine „völkische und irrationale Philosophie“, die ihn „zum Wegbereiter einer nationalsozialistischen Weltanschauung“ stempelt. Hahne be-

suchte mit seinem Mitarbeiter die Brauchträger vor Ort, brachte ihnen damals seine Anschauungen nahe und beeinflusste das Brauchgeschehen bis hin zur Deutung und Veränderung von Kostümen. Die gegenwärtigen Brauchträger haben sich mit diesem „Erbe“ auseinandergesetzt und in ihrem Antrag zum Immateriellen Kulturerbe auf die Vereinnahmung des Brauches durch Hahne hingewiesen.

Benjamin Hanke, Berlin (Geschäftsstelle Immaterielles Kulturerbe, Deutsche UNESCO-Kommission e.V.) bot in seinem Kurzreferat „Bewerbung zur Aufnahme in die Verzeichnisse Immateriellen Kulturerbes“ Hintergrundinformationen zu der UNESCO-Konvention sowie Handreichungen für die Antragstellung.

Im Anschluss wurden zwei erfolgreich beantragte Traditionen mit den Effekten ihrer Aufnahme in das Verzeichnis und ihre mediale Verbreitung vorgestellt. Kathrin Baltzer, Ströbeck (Schachmuseum Ströbeck): „Schachtradition lebendig halten. Politische Hilfestellungen“ und Reinhard Sträßner, Zeitz (Förderverein Elsterfloßgraben e.V.): „Flößerei und Elsterfloßgraben. Ein länderübergreifender Antrag und die regionale Wirkung. Die Anerkennung der Tradition in Ströbeck führte zu stärkerer Wahrnehmung auf der kommunalen Ebene, denn nach den Gebietsreformen gehört das Dorf mit seinen etwa 1300 Einwohnern als Ortsteil zu Halberstadt. Die bundesweite Anerkennung der Flößerei als Immaterielles Kulturerbe beförderte die lokalen Erhaltungsbemühungen des

Elsterfloßgrabens, des nach der Länge größten technischen Denkmals Sachsens-Anhalts aus der Mitte des 16. Jahrhundert.

Den Vortragsreigen beschloss Professor Dr. Werner Mezger, Freiburg (Institut für Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie) mit dem Vortrag „Länderübergreifende Perspektiven. Bräuche im europäischen Kontext“. Er handelte von der Fastnacht als Beispiel eines europäischen Brauchkomplexes. Nach Überlegungen zur Ideengeschichte der Fastnacht (Entstehungstheorien: Naturjahr/Jahreszyklus, Römischer Kalender, Christlicher Jahreslauf: Fastnacht als „Schwellenfest – vom Wirtschaftsbrauch zur civitas diabolii“) zeigte er die Bedeutung des Narren als zentrale Figur der Fastnacht auf: Bedeutungsnahe von Narrenidee und Vergänglichkeitsvorstellung, die Nachbarschaft von Tor und Tod. Quintessenz: Fastnacht ist zu verstehen als „Auseinandersetzung mit der Endlichkeit menschlicher Existenz im europäischen Kontext.“ Mezger wies als informative Zugabe noch auf das Freiburger Projekt „folklore europaea“ hin. Hier findet man Informationen über mehrere tausend Feste und Bräuche in ganz Europa. Mit genauen Inhalts-, Termin- und Ortsangaben und Links zu ausgesuchten Websites, Videos und Fotos zeigt folklore europaea erstmals umfassend, wie Menschen in verschiedenen Ländern Europas feiern.

Nach einer Führung durch das Nietzsche-Dokumentationszentrum durch Dr. Ralf Eichberg: nahm eine Reihe von Teil-

nehmerInnen die Gelegenheit wahr, den Festumzug zum Hussiten-Kirschfest vorbeiziehen zu lassen. Seit dem 17. Jahrhundert bringt man das Fest mit der sagenhaften Belagerung Naumburgs durch die Hussiten im Jahre 1432 in Verbindung. Ein Lehrer zieht mit Kindern vor die Tore der Stadt, um beim Hussiten-Feldherrn Prokop um Gnade zu bitten. Dieser habe das Gesuch erhört und den Kindern sogar Kirschen geschenkt. Diese Sage bildet den Kern des Volksfestes mit einer szenischen Darstellung der Ereignisse. Ein Festumzug stellt Aspekte des Naumburger Lebens dar.

Alois Döring

NACHGETRAGEN

Dialekt im Bild

Wie lässt sich der Dialekt ins Bild setzen? Diese Frage stellte sich, als Mitarbeitende des Rheinischen Sparkassen- und Giroverbandes (RSGV) und die ILR-Sprachforscher gemeinsam über den Dialekt als Element im Jahresbericht des RSGV nachdachten. Das Ergebnis ist im Bericht über das Jahr 2013, erschienen 2014, nachzuschlagen. Zunächst haben wir „passende“ Wendungen und Sprichwörter im Dialekt zusammengetragen. Da sich das Grundgebiet des RSGV und das LVR-Rheinland decken, fiel die geographische Auswahl leicht. Die Textbausteine bestanden schließlich jeweils aus drei Teilen: 1. Dem Dialekttext. 2. Einer Übersetzung ins Hochdeutsche. 3. Einer in die heutige Zeit übertragenen Botschaft.

Am unteren Niederrhein sagt man:
Prakesieren es halven Arbeit.

„Gedankliche Auseinandersetzung ist die halbe Arbeit.“

Wer sich zuerst inhaltlich (gedanklich) mit einem Problem auseinandersetzt, hat hinterher nur noch die halbe Arbeit.

Neben den „echten“ Dialekten kam auch die Umgangssprache zum Zuge. So war in der Sprache des Ruhrgebiets zu lesen:
Die ham den Kopp nich nur zum Haareschneiden!

„Die haben den Kopf nicht nur zum Haareschneiden!“

Sie setzen ihre intellektuellen Fähigkeiten erfolgreich ein!

Jeder der Texte wurde im Jahresbericht mit einem Foto bebildert. Für das zweite Beispiel etwa war ein Auszubildender der Sparkasse Essen fotografiert worden, dessen Haarpracht sofort ins Auge stach.

In einem anderen Fall ist auf dem Foto eine Direktorin einer regionalen Sparkasse zu sehen (s. Abb. S. 108), sie steht im wahrsten Sinne des Wortes für weibliche Kompetenz. Unser Beitrag dazu bestand aus einem niederbergischen Sprichwort:
Wat d'r Pitter nitt kann, bränge emm de Weiter bei.

„Was Peter nicht kann, bringen ihm die Mädchen bei.“

Bei uns finden Sie kompetente Mitarbeiterinnen (und natürlich auch Mitarbeiter). Der Dialekt, oft gerühmt wegen seines Reichtums an bildhaften Ausdrücken, lässt sich gut bebildern.

**Wat d'r Pitter nitt kann,
bränge emm de Weiter bei.***

Andrea Machosch
Direktorin Private Bank und
Sparkasse HRV

*Hilden, Ratingen, Velbert
»Was Peter nicht kann, bringen ihm die Mädchen bei.«
Bei uns finden Sie kompetente Mitarbeiterinnen (und natürlich auch Mitarbeiter).

SPRACHE

1017–2017. Beiträge zur Geschichte Zyfflichs. Hrsg. vom Geschichts- und Heimatverein Zyfflich e. V., Arbeitskreis Chronik/Günther Schoofs/Achim Tebartz. Redaktion: Elke Vogel. o. O. 2017.

Adler, Astrid u. a.: *Status und Gebrauch des Niederdeutschen 2016.* Erste Ergebnisse einer repräsentativen Erhebung. Mannheim 2016.

Ammon, Ulrich/Bickel, Hans/Lenz, Alexandra N. (Hrsg.): *Variantenwörterbuch des Deutschen.* Die Standardsprache in Österreich, der Schweiz, Deutschland, Liechtenstein, Luxemburg, Ostbelgien und Südtirol sowie Rumänien, Namibia und Mennonitensiedlungen. AutorInnen: Juliane Fink u. a. Unter Mitarbeit von Jakob Ebner u. a. 2., völlig neu bearbeitete und erweiterte Aufl. Berlin, Boston 2016.

Bakker, Frens: *Waar scheiden de dialecten in Noord-Limburg?* Een dialectometrisch onderzoek naar het gewicht van isoglossen. Utrecht 2016.

Behand, Max/Krämer, Walter/Pogarell, Reiner (Hrsg.): *Edelsteine.* 121 Sternstunden deutscher Sprache vom Nibelungenlied bis Einstein, von Mozart bis Loriot. Grundlegend überarbeitete und erweiterte Neuaufl. Paderborn 2016.

Beyer, Rahel: Wörterbuch der Pfälzer am Niederrhein einschließlich einer Sammlung von Redensarten uff pälzersch. Pfalzdorf 2016.

Bieberstedt, Andreas/Ruge, Jürgen/Schröder, Ingrid (Hrsg.): *Hamburgisch.* Struktur, Gebrauch, Wahrnehmung der Regionalsprache im urbanen Raum. (Sprache in der Gesellschaft, 34). Frankfurt am Main u. a. 2016.

Bloemhoff, Henk/Streekstra, Nanne: *Basisboek Historische taalkunde van het Nederlands.* Met afzonderlijke aandacht voor het Brabants, Fries, Limburgs, Nedersaksisch, Vlaams en Zeeuws. Groningen 2015.

Bröcker, Michael/Matthiesen, Helge/Wysocki, Cordula von (Hrsg.): *RheinLiebe.* Flussgeschichten von Koblenz bis Emmerich. Düsseldorf 2016.

De leukste Limburgse woorden en gezegdes. o. O. 2016.

Denkler, Markus: *Das münsterländische Platt.* (Westfälische Mundarten, Band 1). Münster 2017.

Dierdorf, Heinz-Theo: *Urdenbacher Dönekes.* Anekdoten und Geschichten aus dem alten Urdenbach. Gesammelt von H.-Th. D. Düsseldorf 2016.

Duden. Deutsches Universalwörterbuch. Hrsg. von der Dudenredaktion. 8., überarbeitete und erweiterte Aufl. Berlin 2015.

Eckhardt, Oscar: *Alemannisch im Churer Rheintal.* Von der lokalen Variante zum Regionaldialekt. (Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik, Beihefte, 162). Stuttgart 2016.

Ehlers, Christiane/Goltz, Reinhard (Hrsg.): *Wat best du seggt? Plattdüütsch in'n Kinnergoorn.* Bremen 2015. Digital: <http://www.bundesraat-nd.de/Dateien/article/164/kinnergoorn.pdf> (30.6.2017)

Essener Straßen. Hrsg. von Stadt Essen/ Historischer Verein für Stadt und Stift Essen e.V. Begründet von Erwin Dickhoff. Essen 2015.

Föllner, Ursula/Luther, Saskia/Stellmacher, Dieter (Hrsg.): *Der Raum Ostfalen.* Geschichte, Sprache und Literatur des Landes zwischen Weser und Elbe an der Mittelgebirgsschwelle. (Literatur – Sprache – Region, 9). Frankfurt am Main 2015.

Gárgyán, Gabriella: *Der am-Progressiv im heutigen Deutsch.* Neue Erkenntnisse mit besonderer Hinsicht auf die Sprachgeschichte, die Aktualität und den kontrastiven Vergleich mit dem Ungarischen. (Szegediner Schriften zur germanistischen Linguistik, 2). Frankfurt am Main u. a. 2014.

't Greun Buikske van 't Zittesj. Spellinggids van het hedendaagse Sittards. Eindredactie: Frans Walraven, Peter Hilkens. Redactie: Frans Canton, Huub Clerkx, Elise Kalkhoven. Samenstellers: Hein Bovendeaard u. a. Sittard 2015.

Heger, Christian: *Wäller Platt.* Geschichte, Grammatik und Wortschatz des Westerwälder Dialekts. Dargestellt am Beispiel der regionalen Mundart nördlich von Limburg an der Lahn. Husum 2016.

Henk, Bernd-Jürgen: *Rintscher Vertäll V.* Wat et all jöev. o. O. 2014.

Horstkötter, Ludger (Hrsg.): *Arnt Buschmanns Mirakel.* Eine Jenseitsvision des 15. Jahrhunderts. Untersuchungen zu Textentstehung und Verbreitung mit einer Edition der Hamborner Handschrift. Mit Beiträgen von Marco Brösch, Ludger Horstkötter, Helge Kipp und Arend Mihm. Münster 2016.

Hundt, Markus/Lasch, Alexander (Hrsg.): *Deutsch im Norden.* Varietäten des norddeutschen Raums. (Jahrbuch für Germanistische Sprachgeschichte, 6). Berlin, Boston 2015.

Kehrein, Roland/Lameli, Alfred/Rabanus, Stefan (Hrsg.): *Regionale Variation des Deutschen.* Projekte und Perspektiven. Berlin, Boston 2015.

Kollmann, Cristian/Gilles, Peter/Müller, Claire: *Luxemburger Familiennamenbuch.* Unter Mitarbeit von W. Amaru Flores Flores und Britta Weimann. Berlin, Boston 2016.

König, Werner/Elspaß, Stephan/Möller, Robert: *dtv-Atlas Deutsche Sprache.* Mit 155 Abbildungsseiten in Farbe. Grafiker: Hans-Joachim Paul. 18., durchgesehene und korrigierte Aufl. München 2015.

Kunze, Konrad/Nübling, Damaris (Hrsg.): *Deutscher Familiennamenatlas.* Band 5: Familiennamen nach Beruf und persönlichen Merkmalen. Von Fabian Fahlbusch, Simone Peschke. Berlin, Boston 2016.

Marossek, Diana: *Kommst du Bahnhof oder hast du Auto? Warum wir reden, wie wir neuerdings reden.* Berlin 2016.

Peters, Robert: *Sprachgeschichte des lippischen Raumes.* (Westfälische Beiträge zur niederdeutschen Philologie, 15). Bielefeld 2016.

Schreuders-Derks, Annie (Red.): *Platbook 16.* Mode. Maastricht 2016.

Spiekermann Helmut H. u. a. (Hrsg.): **Niederdeutsch:** *Grenzen, Strukturen, Variation.* (Niederdeutsche Studien, 58). Wien, Köln, Weimar 2016.

Strotrees, Gisbert: *Im Anfang war die Woort.* Flurnamen in Westfalen. (Westfälische Beiträge zur niederdeutschen Philologie, 16). Bielefeld 2017.

Webers, Heinz: *Mini-Wörterbuch Kriewelsch.* Krefeld 2016.

Volkskunde

Arantes, Lydia Maria: *Verstrickungen. Kulturanthropologische Perspektiven auf Stricken und Handarbeit.* Berlin 2017.

Auge, Oliver/Fischer, Norbert (Hrsg.): *Nutzung gestaltet Raum. Regionalhistorische Perspektiven zwischen Stormarn und Dänemark* (Kieler Werkstück, A 44). Frankfurt am Main 2017.

Becker, Siegfried /Metz-Becker, Marita (Hrsg.): *Marburger Alltagsleben im 19. Jahrhundert.* 2. Auflage, Marburg 2017.

Drascek, Daniel/Wolf, Gabriele (Hrsg.): *Bräuche : Medien : Transformationen.* Zum Verhältnis von performativen Praktiken und medialen (Re-)Präsentationen. Beiträge der Tagung der Arbeitsgruppe der volkskundlichen Landesstellen und außeruniversitären volkskundlichen Einrichtungen in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde vom 26. bis 28. April 2012 in München. München 2016.

Fischer, Norbert: *Gedächtnislandschaften in Geschichte und Gegenwart – Kulturwissenschaftliche Studien.* Wiesbaden 2016.

Johler, Reinhard (Hrsg.): *Universität. Di- versität! Wir? 13 Momentaufnahmen aus dem Tübinger Uni-Alltag.* Tübingen 2017.

Koch, Gertraud (Hrsg.): *Digitalisierung Theorien und Konzepte für die empirische Kulturforschung.* Köln 2017.

Morat, Daniel/Becker, Tobias/Lange, Kerstin/Niedbalski, Johanna/Gnausch, Anne/Nolte, Paul: *Weltstadtvergnügen.* Berlin 1880–1930. Göttingen 2016.

Rees, Anke: *Das Gebäude als Akteur. Architekturen und ihre Atmosphären.* Zürich 2016.

Walz, Markus (Hrsg.): *Handbuch Museum: Geschichte, Aufgaben, Perspektiven.* Stuttgart 2016.

Willner, Sarah/Koch, Georg/Samida, Stefanie (Hrsg.): *Doing History. Performative Praktiken in der Geschichtskultur.* Münster 2016.

BILDNACHWEIS

LVR-Institut für Landeskunde und Regionalgeschichte (LVR-ILR)

S. 18-20, 23, 24, 27-30, 33 (Dagmar Hänel)
S. 62 (Peter Weber)

Horsch, Willy – Eigenes Werk, CC BY 3.0,

<https://commons.wikimedia.org/w/index.php?curid=6620360>
S. 4

Markus Schweiß aus dem deutschsprachigen Wikipedia, CC BY-SA 3.0,

<https://commons.wikimedia.org/w/index.php?curid=3410090>
S. 11

Holger.Ellgaard – Eigenes Werk, CC BY-SA 3.0,

<https://commons.wikimedia.org/w/index.php?curid=4784064>
S. 12

Holger.Ellgaard – Eigenes Werk, CC BY-SA 3.0,

<https://commons.wikimedia.org/w/index.php?curid=4784148>
S. 2 links, S. 15

Archiv des Geschichtsvereins Otzenrath-Spenrath

S. 37, 41

Gert Behr, Otzenrath

S. 38-40, 42-44

aus: Markus Denkler: Das münsterländische Platt. Aschendorff Verlag. Münster 2017, S. 18, 68

S. 46, 48

Sef Driessen, Herten

S. 53, 54

Foto: Dominik Schmitz/LVR-Zentrum für Medien und Bildung, Grafik: bleydesign, Ute Bley

S. 2 rechts, 58, 59, 104

LVR-ILR, Rheinisches Volkskunde-archiv

S. 61

aus: Georg Cornelissen: Kleine Sprachgeschichte von Nordrhein-Westfalen. Greven Verlag Köln. Köln 2015, S. 25

S. 74

Theo Schafgans, im Archiv der Universität Bonn

S. 93

aus: Rheinische Vierteljahrsblätter 29/1964, S. 216, Abb 2.

S. 94

Foto: Matthias Jung, Grafik: bleydesign, Ute Bley

S. 102

aus: Rheinischer Sparkassen- und Giroverband: Jahresbericht 2013, S. 23; Foto: Ulf Philipowski

S. 3 rechts, 108

ALLTAG IM RHEINLAND

Mitteilungen der Abteilungen Sprache und Volkskunde
des LVR-Instituts für Landeskunde und Regionalgeschichte

Herausgeber

LVR-Institut für Landeskunde
und Regionalgeschichte
Endenicher Straße 133
53115 Bonn
Tel 0228 9834-0
Fax 0228 9834-119
rheinische-landeskunde@lvr.de
www.rheinische-landeskunde.lvr.de

Redaktion

Dr. Katrin Bauer
0228 9834-276
katrin.bauer@lvr.de

Dr. Georg Cornelissen
0228 9834-231
georg.cornelissen@lvr.de

Gabriele Dafft
0228 9834-207
gabriele.dafft@lvr.de

Dr. Dagmar Hänel
0228 9834-261
dagmar.haenel@lvr.de

Peter Honnen
0228 9834-235
peter.honnen@lvr.de

Redaktionelle Mitarbeit

Lena Cornelissen
Fabio Freiberg
Vera Mey
Martina Schaper
Alwine Thyssen
Corinna Schirmer
Peter Weber
Esther Weiss

Layout

Stefanie Hochum, LVR-Druckerei

Druck

LVR-Druckerei, Ottoplatz 2, 50679 Köln
Tel 0221 809-2418

online (pdf-Datei)

http://www.rheinische-landeskunde.lvr.de/de/volkskunde/produkte/publikationen_1/alltag_im_rheinland/detailseite_55/html



Inhalt

Besondere Bauten

Dorf

Hinterm Horizont

Heimat

Atlanten und Wörterbücher

Tipps und Termine

Lesen – Kucken –

Mitmachen – Getagt –

Nachgetragen

Neue Literatur

LVR-Institut für Landeskunde und Regionalgeschichte

Endenicher Straße 133, 53115 Bonn

Tel 0228 9834-0, Fax 0228 9834-119

rheinische-landeskunde@lvr.de, www.rheinische-landeskunde.lvr.de